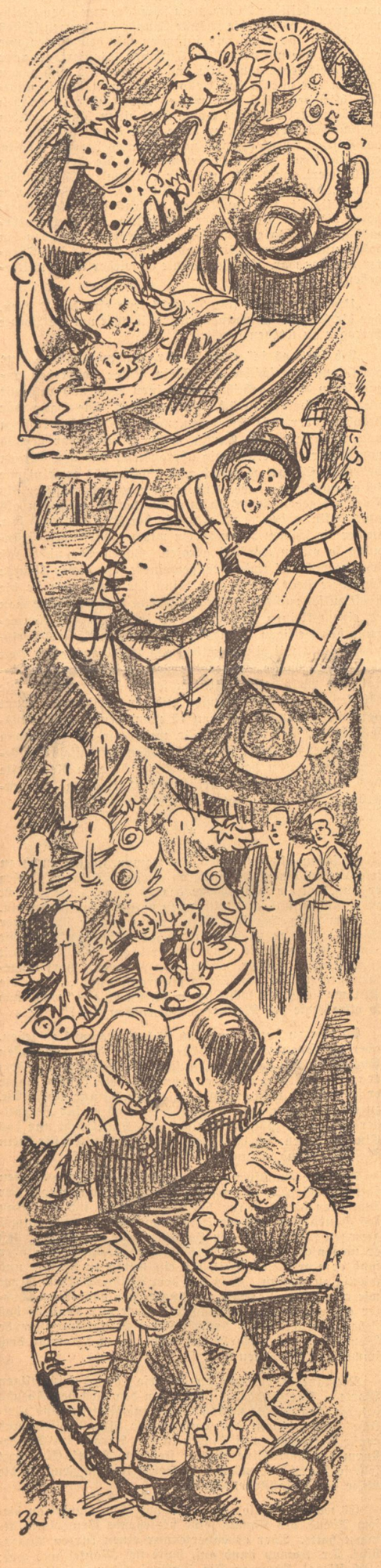
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

51 (24.12.1934) Weihnachts-Ausgabe

Visual Library



Nicht Palmen fächeln deiner Mutter Weh,
in Tannenwipfeln rauscht der Winterwind,
nicht Engelchöre tönen! Kyrie!
nur deutsche Hirten singen: Schlaf, mein Kind!

An deiner Wiege wachen Roß und Rind,
vertrauten Sinnes äugen Hirsch und Reh;
allen, die reinen Sucherherzens sind,
weist treu ein Licht den Weg durch hohen Schnee.

Im fremden Lande warst du uns verloren,
in deutscher Weihnacht wirst du neu geboren,
die stillen Friedens unser Herz berührt.

Und über unsres Leids verschneiten Wegen
strahlt klar und hoch des alten Sternes Segen,
der uns in deine tiefe Reinheit führt.

Robert Hohlbaum

Weihnachts-Ausgabe
des „Führer am Sonntag"
Folge 51 / Montag, 24. Dezember 1934

Das deutsche Fest

Von Franz Schauwecker

Weihnachten ist heute nicht mehr wie noch vor dem Kriege ein Fest bürgerlicher Behaglichkeit, die nur in völliger Unbekümmertheit genießend und feiernd, schenkend und gesellig die Tage verbringt und sich schon auf Silvester freut. Nach den Jahren der Not und des Opfers hat Weihnachten heute eine neue, das heißt eine innerliche Bedeutung gewonnen.

Seit dem großen Kriege, in dem alle Entscheidungen des künftigen Deutschland vorbereitet worden sind, ist dieser Bedeutungswandel des Weihnachtsfestes am Werk.

Das Erlebnis der Kameradschaft, einer von innen her erneuerten Verbundenheit der deutschen Menschen zieht seine großen und beschwörenden Kreise. Man weiß heute wieder, daß wir deutsche Menschen sind, nachdem man es jahrelang vergessen hatte.

Es gibt heute kein Fest mehr — und Weihnachten ist das größte unter ihnen — das nicht mit unserer Deutschheit auf das Innigste zusammenhing. Und dieses Wort „deutsch" wird nicht mehr als ein erlernbarer Bildungswert begriffen, sondern als ein elementarer Vorgang desjenigen Lebens, das die Deutschen führen.

Das Private ist verschwunden und die Verzweiflung hat aufgehört. Wir bemerken, daß wir nicht aus der Gegenwart allein oder aus der Zukunft allein oder aus der Vergangenheit allein da sind und leben, sondern daß in jedem Leben das Gewesene vorhanden ist, das Heutige gärt und das Kommende ans Licht drängt.

Gleichzeitig werden wir gewahr, daß eine uralte Vergangenheit der Deutschen im Weihnachtsfest lebendig ist. Nicht als kritiklos übernommene, sentimentale Kindheitserinnerung und nicht als nüchterne Tatsache kulturhistorischer Forschung: Weihnachten ist vielleicht das einzige Fest, in welchem das Leben derjenigen Deutschen lebt, von denen kein Buch und keine Forschung Urkunden zu berichten weiß. Dafür künden Sage und Legende von ihnen. Weihnachten ist ein ewiges Fest der Deutschen, die immer da waren, und die immer sein werden.

Und da wissen wir mit einem Male, daß Weihnachten seit alten Zeiten auf denjenigen Abend fällt, welcher der Abend des kürzesten Tages im Jahr ist. Wir wissen, daß die geweihte Nacht die längste und dunkelste und kälteste des ganzen Jahres ist. Wir wissen, daß diese einzige Nacht Sinnbild der deutschen Not ist. Und in dem gleichen Augenblick wissen wir es leidenschaftlich, klar und stark, daß die längste Nacht und die tiefste Not der Scheitelpunkt der Umkehr ist. Es kann jetzt nicht mehr ärger werden, sondern es muß sich nun alles zum Besseren wandeln.

Weihnachten ist die Ueberwindung der äußersten Zumutung. Aus der kältesten und verlassensten Nacht steigt fern das Licht auf, das dieser Nacht ein Ende bereiten wird. Weihnachten ist das Fest der stärksten Bejahung. Es ist das Fest des unbedingten Willens

zum Leben. Es ist das Fest des Besten und Unzerstörbaren, das in uns ist.

Kein Volk der Erde kennt ein auch nur verwandtes Fest, das so dem innersten Wesen entspräche. Weihnachten im Ausland ist nur eine besondere Form von Geselligkeit. Weihnachten in Deutschland ist ein Herzteil von Deutschland.

Darum ist der Baum, der in der Mitte des Festes steht, nicht eine beliebige Tanne, sondern ein Sinnbild und Inbild von durchdringender Leuchtkraft. Es ist der Weltenbaum, in dessen Zweigen die Gestirne kreisen, dessen Wurzeln alle guten Nährstoffe der Welt saugen und in dessen Aesten alle Früchte der Welt hängen. Dieser Baum stellt die Welt dar, er leuchtet aus der Nacht und aus der Kälte.

Und während sich der Himmel auftut, während Mond und Sterne heraufkommen, und die Berge klar sind in der tiefsten Nacht, aus der die Gnade uns zufällt, ist dieser Baum als ein Baum der Deutschen ein unbeirrbares Bild für die nicht zu ertötende Lebenskraft unseres Volkes, das als einziges Volk den Tod nicht fürchtet, weil es ihn nicht zu fürchten braucht. Denn der Tod bedeutet für die Deutschen nicht das Ende, sondern die Umwandlung in einen neuen und erhöhten Zustand.

Die Asiaten fürchten den Tod zwar gleichfalls nicht, aber sie haben das Leben und den Willen dazu nicht in sich aufgenommen. Im deutschen Volk jedoch ist beides wirksam: der Wille zum Leben seiner selbst und die Furchtlosigkeit vor dem Tode. Darum sind die Deutschen unüberwindlich. Ein Zeichen dafür ist der Lichterbaum ihres Weihnachtsfestes.

Seherin und Julfest

Nordisches Brauchtum / Von Professor Dr. Eduard Heyck

Jul oder Julefesten ist die Benennung im Norden für unser Weihnachten. In Mecklenburg und Vorpommern gehört seit altem Gedenken zum Heiligabend auch die Julklapp. Hierbei gilt Jul als Lehnwort, das zu uns herüberkam durch die schwedische ehemalige Herrschaft in Wismar und in Vorpommern. Andererseits haben aber auch die Engländer in ihren überlieferungstreuen Bräuchen zu Weihnachten den Yuleblock im Kamin, dessen nichtverbrannter Rest sorglich zum nächsten Weihnachten aufgehoben wird, haben ihre Yulesongs und Yule-games. Da nun die Engländer, als Sachsen und Angeln, von unseren niederdeutschen Wasserkanten ausgewandert sind, so ist das Wort Jul am Ende doch wohl ursprünglich auch auf dem deutschen Festland gebräuchlich gewesen.

„Jul" bedeutet nun nicht bloß einen oder zwei Festtage nebst dem Vorabend (Heiligabend), sondern die ganze Julzeit, Juletiden im Norden. Es waren die wieder zunehmenden Tage nach der Wintersonnenwende, ohne feste Kalendertermine; die Julzeit konnte bis in den Februar noch reichen. Man beging die Vorfreude auf das Winterende mit geselligen Spielen und den allbeliebten Mummereien, insbesondere aber auch mit ausgiebigen Schmäusen. Denn gegen Jahresende war das große Einschlachten vorhergegangen, und wenn es auch in der Hauptsache das ganze kommende Jahr mit Schmalz und Eingesalzenem, Luftgedörrtem und Geräuchertem zu versorgen hatte, so ließ es doch auch zum bälderen Auffessen noch erfreulich vieles übrig.

Indessen zwischen allen Gastereien und faschinghaften Vergnügungen beschäftigten sich doch auch ernstere Gedanken mit den Wünschen und Hoffnungen, die das neue Jahr in Haus und Wirtschaft erfüllen möge. Unter den wenig entwickelten technischen und Verkehrsbedingungen jener Zeiten trafen Mißwachs sowohl, wie Seuchen, die Menschen noch ungleich viel härter. So versteht es sich, daß ihr Vorausdenken an das begonnene Jahr besonders inständig war und daß sie das versagte Vorausberechnen schwer empfanden. Dem gab es jedoch die Abhilfe in Gestalt der wahrsagenden Frauen. Aus dem nordischen Mittelalter erfahren wir noch anschaulich davon, wie diese Seherinnen von Profession und Begabung während der Julzeit, in den zwei bis drei Wochen nach Mittwinter, oder noch länger, unterwegs waren und mit Spannung in den Gehöften erwartet wurden. Wölwen wurden sie betitelt, nordisch geschrieben „völvur", da dort der W-Laut durch V wiedergegeben wird; in der Einzahl Wölwa. Man hat dies Wort bei Uebersetzungen durch Wala im Deutschen wiedergegeben, so auch die Völuspa der Edda durch „Kunde der Wala". Das klingt gut, darf aber nicht zu Verwechslungen verführen mit dem Totenwort Wal (Walstatt, Walhöl, Walküre). Die Benennung der Wölwen leitet vielmehr sich ab von ihrem mitgeführten Stab, dem „völ" oder „völr" (mit dem nordischen Nominativ — r). Die aber war kein Handstock, da dieser ein vorbehaltenes Zeichen des männlichen Herrentums war und bis an die Gegenwart heran den Frauen, Kindern und Knechten nicht zustand. Der „völ" war der Zauberstab, der als solcher in der ganzen Welt vorkommt, auch in der Bibel 4. Buch Mosis, 20.

Die nordischen Quellen geben das ziemlich pompöse Bild solcher fahrender Weissagerinnen, zu einer Zeit, da im christlichen Deutschland längst schon alle Beschwörung und Wahrsagerei besser sich nicht öffentlich bemerkbar machte. Die Kleidung der Wölwa war die der vornehmen Frau, mit schönem, meist silbernem Gürtel. An diesem hing die Ledertasche, worin die Frauen sonst Schere, Messer, Schlüssel bei sich trugen, die Wölwa nun auch ihr „Zaubergerät". Hier bleibt uns zu erraten übrig; vielleicht daß auch an „ritzendes" Schreibgerät gedacht werden kann. Noch vornehmer war der Mantel, der aber kostümgeschichtlich besser als Umhang bezeichnet wird (da sowieso Mantel ein Fremdwort ist, aus dem Romanischen entlehnt). Er war dunkelblau von Farbe, weit, lang und gerne mit sehr feinem Pelz gefüttert. Gehalten wurde er unterm Halse und auf der Brust durch die ziehbaren, ledernen Schnüre, die man auch beim Bamberger Reiter und anderen deutschen Domskulpturen sieht. Die Borten des Umhangs waren mit Schmucksteinen besetzt, was wir in echten Edelsteinen bei den mittelalterlichen Fürsten kennen, doch so, daß auch minder Hochvornehme, in Deutschland und im Norden, einen ähnlichen Schmuck anbrachten. Begleitet ward die Wölwa von dem unerläßlichen Gefolge aus Knaben und Mädchen. Nach ehrerbietigster Begrüßung in dem Anwesen, wo man die Kunde ihrer Ankunft hatte, erhielt die Wölwa die rituelle Mahlzeit, wobei die Herzen aus eingeschlachteten Tieren (oder Geflügel?) die Hauptrolle spielten, wie ja in den Opferriten auch. Hiernach nahm sie ihren Platz auf dem „Zauberschemel", der nach aller Wahrscheinlichkeit kein geheiligter Dreifuß wie der der Pythia war, sondern bis zu ihrer Ankunft ein häuslicher Hüker, Sitzschemel, die man außer den Bänken in Gebrauch hatte. Und nun hob ihr junges Gefolge die „Zauberlieder" an zu singen, wegen der es mitgenommen wurde. Sie hatten den Zweck, die „Geister" herbeizunötigen und sie zur Aeußerung über das zu bringen, was man hören wollte. Ergehen der Familie und der Wirtschaft, aber auch allgemeine Ereignisse glücklichen oder zu fürchtenden Inhalts. Die Begabung der Wölwa war es nun, diese Stimmen der Geister zu hören, sie zu verstehen und sie den Anwesenden auszulegen. Daß diese Frauen auf ansehnliche Geschenke rechnen konnten, bezeugt auch Tacitus bei Gelegenheit der deutschen Seherin Veleda.

Aus sich selbst hatte die Wölwa also ihre Prophetengabe nicht. Den nicht so in die menschliche Zeitlichkeit gebundenen Geisterwesen aller Art ward das überzeitige Wissen zugeschrieben. Schon den einfachsten und mythisch ältesten der Geister, den von den Sterbenden „ausgehauchten" körperlosen Seelen. Ferner all den von der Wissenschaft als „Dämonen" zusammengefaßten Wesen, von den Zwergformaten bis in die riesischen. Ferner all den halbgöttlichen Frauenwesen (nicht allein den Nornen), aber auch denjenigen Naturwesen, die ins menschlich-weibliche herüberzwittern, wie z. B. die Schwanenjungfrauen, die in der Gudrun und ebenso im Nibelungenlied mit ihrem gutsinnigen Künden der Zukunft auftreten. In ihrer sichtbar gestalteten Halbmenschlichkeit bedürfen sie auch keiner akustischen und auslegenden Vermittlung.

Diese, wo sie nötig, ist vornehmlich Frauensache. Wohl noch mehr, als bei den verwandten Griechen, — wo wir neben den Pythien und Kassandren die Kalchas und Teiresias kennen —, war sies bei den Germanen. Hier steht nun das vielzitierte und vielmißbrauchte Wort des Tacitus von dem „aliquid sanctum et providum", welches die Germanen den Frauen innewohnend glaubten. Die Uebersetzung, daß sie sie „heiligten", widerspricht dem klaren Latein (putant), wie auch der tatsächlichen damaligen Entwicklungsstufe der Lebenssitten. Das „sanctum" ist begriffsverbunden mit dem „providum": die Germanen glaubten die Frauen voraussehend, seherisch, nämlich durch eine nähere Beziehung zwischen ihnen und den Unsichtbaren, von den Geistern bis zu den höchsten und göttlichen Schicksalsgewalten, und dies wiederum wurde nahegelegt durch die gefühlsmäßige Sicherheit, womit die weiblichen Urteile und Voraussagen sich so oft, — wenn auch durchaus nicht immer — dem allzuvielen Denken und Bedenken der Männer überlegen zeigen. Die weibliche nähere Beziehung zu den unsichtbaren Mächten hat zu all den mannigfachen Erscheinungen geführt, daß die Frauen in den Kulten und Bräuchen besonders hervortraten, wovon hier nur ein einzelnes Gebiet berührt werden konnte.

Ein Mann spricht von Weihnacht

Erzählung von Olaf Saile

Es war eine peinliche Stille entstanden nach dieser verletzenden Bemerkung des bissigen Doktors Kampp. Die Hausfrau war etwas in Verlegenheit, nicht so sehr ihretwegen, denn sie kannte den Freund ihres Mannes, aber die übrigen Gäste waren sichtlich pikiert, besonders die beiden Damen, und der Hausarzt schien sehr ungehalten, aber er war ein Mann von Manieren. Der Hausherr überlegte, ob es nicht doch klüger gewesen wäre, Kampp nicht so dringend zu diesem Weihnachtsabend einzuladen, zumal sich der so heftig gesträubt hatte: „Erspar' mir das, Junge" hatte Kampp selber gesagt, „du weißt, ich kann diese verlogenen Phrasen nicht ertragen und das scheinheilige Geschwätz, als ob es unter den dreihundertfünfundsechzig Tagen jedes Jahrs ausgerechnet nur den einen gebe, an dem man Gelegenheit hat, ein anständiger und freundlicher Mensch zu sein." Natürlich hatte der Hausarzt gleich wieder seine öligen Phrasen hervorgebracht und der Kampp hat wieder den Mund nicht halten können. Das Ergebnis war, daß nun alle verstummten.

In diese beklemmende Stille hinein spielte der Lautsprecher, den man im allgemeinen Gespräch während der letzten halben Stunde ganz überhört hatte, sehr gedämpft und wunderbar: „Stille Nacht . . ." Dieses Spiel war so verhalten, daß es durch die gekränkten Gemüter hindurchdrang bis dorthin, wo jede Kränkung klein und verzeihbar wird. Ein warmes dunkles Cello führte die holde Melodie, die leiseren Geigen spielten die Figuren um diesen süßen und tiefen Ton, der den ganzen Raum füllte, als habe er hypnotische Kraft. In einem kurzen Uebergangsspiel, in dem das Cello für wenige Sekunden verstummte, drehte Kampp das Licht des großen Kronleuchters ab. Die kleine Gesellschaft trat so ein wenig auseinander gleichsam, die Stehlampe in der Ecke mit dem milden und gedämpften Licht gab jedem ein wenig sein Persönliches zurück. Die Frau Kersten war im ersten Augenblick empört, weil Dr. Kampp, als Gast des Hauses, einfach das Licht ausdrehte, ohne zu fragen, ob das den Herrschaften genehm sei. Manieren hat der Mensch! — dachte sie, aber sie fand es auf einmal viel stimmungsvoller so und die Hausfrau lächelte in sich hinein. Keiner hätte die Atmosphäre mit so viel Geschmack und Selbstverständlichkeit gewendet wie Kampp. Nur der Hausarzt war wütend. Es tat ihm leid, daß er das Licht nicht vor Kampp abgedreht hatte.

Da brach in die leisen Figuren der Geigen wieder das dunkle Cello ein. Die Weihnachtstanne duftete. Vor den Fenstern des halbverdunkelten Zimmers stieg langsam der fahle Schein der weißen Schneenacht auf. Als das Cello verstummte und von einem Chor abgelöst wurde, drehte Dr. Kampp den Apparat auf die leiseste Lautstärke. Der Hausherr räusperte sich einmal, aber es schien, als stehe dieser Abend unter dem Bann des merkwürdigen Gastes, und noch merkwürdiger war es, daß diese versunkene tiefe Halbdunkelszene, diese weihnachtlichste Stunde des Abends eigentlich von diesem Spötter, dem nichts heilig war, beschworen wurde.

„Sehen Sie", sagte er aus dem Halbdunkel hervor und auch seine Stimme schien sich mit der Verwandlung in die weichere Dunkelheit verändert zu haben, „je weniger man von oen Dingen spricht, umso stärker und wahrhaftiger sind sie. Wir haben eine Weile darauf verzichtet, vom weihnachtlichen Zauber zu sprechen — und haben ihn dann erlebt. Jetzt eben war für mich Weihnachten".

Er machte eine Pause. Im Lautsprecher hörte man fern einen leisen Chorgesang. An das Fenster draußen fiel Schnee.

„Ich bin Ihnen", fuhr Dr. Kampp fort, „vielleicht eine Erklärung schuldig, und ich muß Sie bitten, mich eine kurze simple Geschichte erzählen zu lassen. Ich war, glaube ich, acht oder neun Jahre alt. Es war am Tag des Weihnachtsabends. Der Vater schmückte den Christbaum, draußen lag ein weißer dichter Nebel und es war wunderbar gemütlich und dämmerig. Mein kleiner fünfjähriger Bruder und ich reichten dem Vater Lametta und Kerzen, und das war, wenn ich so zurückdenke, eigentlich immer die schönste und innigste Stunde des ganzen Festes. Mein Bruder war zwischendurch ab und zu hinausgegangen. Plötzlich — ich reichte meinem Vater grad eine große weiße Kugel — hörte ich einige klatschende Schläge oder sowas und dann eine erschreckend harte und böse Stimme meiner Mutter. Meine große Kugel klirrte auf dem Fußboden, denn der Vater, der vorhin nach ihr gelangt hatte, hatte sich auf einmal umgedreht und ging zur Tür und ich ihm langsam nach. Draußen auf dem Küchenbalkon stand, verschüchtert und mit Tränen in den Augen, mein Bruder. Auf dem Tisch lag ein Apfel, eben angebissen. Dieser Apfel war der Grund dieses Zwischenfalls gewesen. Aus einer Riesenschüssel von Weihnachtsäpfeln hatte der kleine Junge diesen einen genommen. Denken Sie, wie der Lausbub das wagen konnte! Es war zwar heiliger Abend, man schmückte zwar den Weihnachtsbaum, es war die schönste Stunde des ganzen Festes wenigstens für mich, wir summten mit dem Vater wie ein Chor, der mit verdeckten Stimmen intoniert, ein paar Weihnachtslieder ganz leise und es klang für mich genau so schön wie vorhin das Cello — und weil das so unbeschreiblich gemütlich war, wie es nur Kinder zu erleben vermögen, holte sich der kleine Kerl einen blankgeputzten Weihnachtsapfel. Aber er hatte nicht daran gedacht, daß der Heilige Abend offiziell noch gar nicht begonnen hatte, er hatte sicher auch nicht gewußt, daß die Feste, die die Welt feiert, meist erst zu einer bestimmten Stunde beginnen, daß es in der Welt Sitte ist, die Wogen von Feindseligkeit, Unfreundlichkeit, Rücksichtslosigkeit haarscharf bis zum Beginn der Vorstellung eines kalendermäßig vorgeschriebenen Familientheaters branden zu lassen und sie dann plötzlich abzustoppen — bis das Theater vorüber war. Nachher konnte es wieder lustig weitergehen."

„Und was machte Ihr Vater?" frug eine der Damen, der die Sache sehr spannend war, die aber um die Pointe betrogen zu werden fürchtete.

„Ich sagt' es ja" erzählte Dr. Kampp, „daß es eine ganz simple Geschichte sei. Mein Vater nahm den angebissenen Apfel, gab ihn dem kleinen Wolf und ging mit uns ins Zimmer zurück. Weiter nichts. Die Sache war behoben, aber, wie Sie sehen, nach bald dreißig Jahren noch nicht vergessen. Gewiß, meine Mutter war nervös von Natur, auch ein wenig überarbeitet und von Sorgen bedrückt. Sie hat es gewiß auch nicht so bös gemeint, wie ich es empfunden habe. Und ich sage es auch weniger als Vorwurf gegen sie, es ist mir nur haften geblieben als eine Haltung, der ich oft genug in der Welt begegnet bin, in der die schönen Redensarten mit der wirklichen Gesinnung so oft in Konflikt geraten. Sagen Sie nicht, daß ich ungerecht sei und verallgemeinere. In dieser kleinen Geschichte steckt etwas vom Sinn der Feste, wie sie die Welt zu feiern beliebt. Hier in diesem Fall verübelte man es einem kleinen Buben, daß er in der ersten Dämmerung des Heiligen Abends die Behaglichkeit seines Weihnachtsglücks mit einem rotbackigen Apfel außer der Zeit bekräftigen wollte. Außer der Zeit — ja! Denn die Parole der Welt heißt: alles zu seiner Zeit! Wenn die Glocken zur Christmette rufen und der Christbaum brennt dann ist Weihnachten, dann ist man freundlich, liebenswürdig, dann ist man familiär, weil es so im Programm steht. Aber daß die Feste, die die Menschen zusammen begehen, den Sinn haben, ihre Atmosphäre in die Breite des Lebens, in die Dunkelheit der Wochentage zu verströmen, davon ist nicht die Rede!"

*

Es schien, als wollte sich Dr. Kampp, im Gegensatz zu seinem Ruf, eine Bändigung auferlegen. Vielleicht schwieg er nun, um die Atmosphäre des Weihnachtsabends nicht zu zerstören, und er schaltete den vollen Lautsprecher ein. Es kam ganz nah in's Zimmer ein großer strömender Choral. Als er zu Ende war, sagte die Hausfrau mit einem sehr warmen und mütterlichen Ton: „Ja, mit Ihnen lieber Doktor, scheint man ein wenig hart umgesprungen zu sein, daß Sie so mißtrauisch und . . ." — die Stimme klang, als lächle sie ein klein wenig —" wohl auch so etwas wie ein Weiberfeind geworden sind?"

Es war zu dunkel, um das Lächeln Kampps zu sehen, aber die Spannung der Gäste, die hier den pietätlosen Spötter einmal gestellt sahen, schuf ein Schweigen, in dem er umso deutlicher zu hören war. „Ich will Ihnen", sagte er freundlich, „nicht erzählen, wie ich, nicht nur als Jurist, zu oft und schaudernd gesehen habe, was es für Zerrbilder von Ehen gibt, persönlich habe ich vielleicht nur das Eine zu sagen: ich habe noch nicht die Mutter für mein Weihnachtskind gefunden . . ."

Auch die Hausfrau lächelte jetzt. Und Frau Kersten hatte das Gefühl, als müsse sie ihre Meinung wegen der Manieren dieses Herrn berichtigen, indes sich die Frau des Hausarztes dem merkwürdigen Menschen auf einmal gewogen fühlte. Nur der Hausarzt war ungehalten, daß er noch nicht zu Worte gekommen war. Schließlich aber fand er eine Gelegenheit, sich ein wenig zu brüsten und wichtig zu machen. „Das mit dem Weihnachtskind klingt wie eine schöne Legende, sie könnte eher von einem Dichter als einem Juristen stammen, aber wer Kindern das Leben gerettet hat — braucht sich nicht um frappierende Wendungen im Gespräch zu besorgen. Es kommt doch immer auf die Taten an."

Niemandem entging die Schärfe dieses feindseligen Wortes. Die Gastgeber waren um den Rest des Abends besorgt. Da brachte mitten in Weihnachtslieder und zärtliche Musik hinein der Lautsprecher eine sachliche und ernste Meldung: zwei Kinder in den Bergen im Schneesturm vermißt! Eine Mutter fleht um Hilfe! Ein Arzt soll, so schnell wie möglich, vielleicht im Flugzeug, in die Nähe der Unfallstelle, Ort X.

Es war wieder so eine Stille wie schon einmal an diesem Abend, als Kampp seine verletzende Bemerkung gemacht hatte. Aber es dauerte nur einen kurzen Augenblick. Dr. Kampp stand auf, holte sich Mantel und Hut: „Ich fliege! Kommen Sie, Doktor! Aber schnell!" Der Hausarzt hüstelte, ja er bekam einen Anfall von Hustenkrampf, ganz plötzlich, und hielt sich am Sessel fest. Kampp sah ihn ein wenig an, dann rannte er fort, ohne sich zu verabschieden.

Die Andern blieben beklommen zurück. „Ja, ja, der Kampp!" sagte der Hausherr. Im Lautsprecher begann eben wieder das Cello. Im Ofen pfiff der Sturm.

Die Christnacht im Volksglauben

Die Christnacht, die erste der „heiligen zwölf Nächte", spielt im Glauben unseres badischen Landvolkes eine besondere Rolle. Aus der Zahl der Sterne, aus dem Aufblühen der Jerichorose, aus zwölf mit Salz bestreuten Zwiebelschalen u. a. wird Ernte und Witterung des neuen Jahres erkundet.

Eine helle Christnacht bedeutet sowohl in der Meßkircher Gegend als im Schefflenztal ein fruchtbares Jahr; an der Bergstraße hingegen bedeutet die helle Nacht ein unfruchtbares Jahr. Bäume, die mit Rauhreif behangen sind, verkünden ebenfalls Fruchtbarkeit. Um die Fruchtbarkeit der einzelnen Getreidearten festzustellen, stellt man von jeder Körnersorte ein gefülltes Glas auf. Aus dem Sinken oder Steigen in den einzelnen Gläsern macht der Bauer die entsprechenden Schlüsse. In der Meßkircher Gegend kehrt der Bauer am heiligen Abend den Tennenboden sorgfältig. Am Christmorgen stellt er fest, von welcher Frucht am meisten Körner in die Scheune herabgefallen sind, um dadurch ebenfalls zu erfahren, welche Getreideart im neuen Jahre am besten gedeihen wird. In Ewattingen bei Bonndorf sucht man sogar das Sinken oder Fallen der Fruchtpreise in der Christnacht zu erfahren. Man legt nacheinander zwölf Körner in einen über Feuer gehaltenen Löffel. Die herausspringenden Körner lassen erkennen, ob der Getreidepreis in den einzelnen Monaten steigt oder fällt.

Wenn ein in der Christnacht aufgestellter Schoppen gärenden Mostes in Sexau bei Emmendingen überläuft, so ist ein gutes Obst- und Weinjahr zu erwarten. Je nachdem die in der Christnacht aufblühende Jerichorose oben oder unten aufgeht, gedeiht das Obst gut oder das was nahe der Erde wächst: die Kartoffeln, das Getreide, der Wein. Wenigstens glaubt man so im Bühlertal. In Bretzingen im Erftal und vielerorts verwandelt sich Schlag zwölf Uhr das Wasser des Dorfbrunnens in Wein. Wer in das Wasser des Brunnens schaut, kann den Kölner Dom läuten hören. In Bühl aber sieht man in diesem „heiligen Wasser" den Stall von Bethlehem oder die Türme von Jerusalem. In der Triberger Gegend wird nicht nur das Wasser in Wein verwandelt, sondern auch, wie E. H. Meyer berichtet, die Tischplatten in Lebkuchen und die Ofenstangen in — Bratwürste. In Endingen am Kaiserstuhl versammelten sich früher an die 50 Leute nachts zwölf Uhr am Brunnen, heiliges Wasser, „Heiliwag" genannt, aufzufangen. Dieses Wasser brachte den Kranken Genesung. Auch dem Vieh gab man es in die Tränke. Ein Teil wurde in den Wein oder in den Weinessig geschüttet, damit sich dieser halte. In Ettenheim ließ man das Christnachtwasser in den Krug laufen. Dabei wurde folgender Spruch aufgesagt: „Heilewog Gottes Gob, Glück ins Haus, Unglück drauß!" Das Wasser heilt allenthalben, auch wo es den Namen (wie in Hettingen bei Buchen) nicht hat, namentlich Hautausschläge.

Während des Christnachtläutens redet nach altem Glauben das Vieh miteinander. Aber der Horcher hört nur von seinem eigenen Tode sprechen. Das Vieh bedarf in dieser Zeit besonderer Pflege. Wenn man zwischen elf und zwölf Uhr das Vieh putzt ohne umzuschauen, so wird es schön. Zwischen elf und zwölf Uhr geht der Heiland durch den Stall. Vielerorts betet man im Stall oder man besprengt ihn mit Weihwasser. Im Unterland legt man in der Christnacht gern ein Bündel Heu ins Freie. Mit dem taubenetzten Heu füttert man am Morgen das Vieh, um es vor Krankheiten zu schützen. Bei Waldkirch macht man aus dem während der Christnacht in der Raufe gelegenen Futter gern Nester, damit die Hühner nicht verlegen.

In Ubstadt nimmt der Hausvater ein Stück Brot mit in die Christmette. Nach der Rückkunft verteilt er davon an die Familienmitglieder und an die Tiere im Stall. Wer in Durmersheim mit einem Apfel in der Tasche in alle drei Weihnachtsämter geht, dessen Angehörige werden durch den Genuß des Apfels vor Krankheit bewahrt. Wer die „Engelmesse" nicht besucht, hat Unglück im neuen Jahr. In Glottertal sieht man zwischen elf und zwölf Uhr die Toten des kommenden Jahres; in St. Peter sieht man auf den Kreuzweg außer den Toten auch die Hochzeitspaare. In Tennenbach verlassen in der Christnacht die dort beerdigten Soldaten die Gräber und ziehen unter Musik zu Tal.

Nach dem „Schreckenläuten" — so heißt das Läuten in der Christnacht vielerorts — sangen früher in Sulzbach bei Rastatt die Männer des Kirchenchores zwei Weihnachtslieder auf dem Kirchturm. In der Frühe wurden die Lieder von drei Sängern an verschiedenen Stellen des Dorfes wiederholt.

Ist nicht unser Christbaum, der zurückgeht auf die Fruchtbarkeit bringende „Lebensrute" selbst ein Stück uralten Volksglaubens? Ehren wir den uralten Volksglauben unserer Heimat.

E. B.

Weihnachts-Bräuche

Wenn am heiligen Christabend die Glocken mit ihren erzenen Stimmen groß und klein rufen, wenn der Weihnachtsbaum im strahlenden Lichterglanz die kleine Gemeinde der Familie um sich versammelt, dann dürfen wir uns den weihevollsten und schönsten Stunden des ganzen Jahres hingeben, das Mühe und Arbeit war. Niemand vermag sich der seelisch ergreifenden Macht der Weihestunde des Heiligen Abends zu entziehen, der uns für eine kurze Spanne Zeit dem harten Kampf des Lebens entrückt.

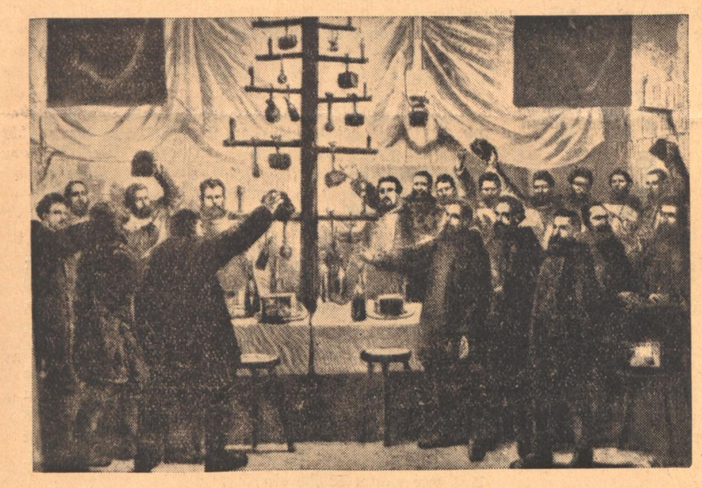
Die Entstehung des höchsten und feierlichsten Festes der christlichen Kirche, des Weihnachtsfestes, läßt einen heidnischen Ursprung vermuten, denn es ist sicher kein Zufall, daß das Weihnachtsfest mit der altgermanischen Julfeier zeitlich zusammentrifft. Es ist begreiflich, daß der Tag der Sonnenwende, wo das belebende Lichtmeer der Sonne wieder seine Fluten über die erwachende Natur sendet, zu dem Heiland in gewisse Beziehungen gebracht wurde, da der Herr als Erlöser der leidenden und harrenden Menschheit gilt. Die Kirche war einsichtsvoll genug, gegen die Wandlung des Julfestes zum Weihnachtsfest kein vernichtendes Veto einzulegen, war doch das Volk in der Vorzeit zu tief und zu eng mit jenen festlichen Gebräuchen verknüpft, die zu zerstören nur eine Saat der Zwietracht hätte keimen lassen. In Deutschland wurde der Name Weihnacht erst im Mittelalter üblich, und die Tatsache, daß unser Sprachgebrauch uns in Weihnachten eine Mehrzahl bietet, macht es verständlich, daß es Zeiten gab, wo die Festzeit mehrere heilige Nächte umfaßte. Wir wissen, daß bis zu 12 heilige Nächte gefeiert wurden.

Frühzeitig ging man zu einer plastischen Darstellung der Geburt des Heilandes über, was in der Form der Krippe geschah, die in vielen Gegenden unserer Heimat ein unzertrennlicher Begleiter des Weihnachtsbaumes ist. Insbesondere die altdeutsche Malerei hat in nie ermüdender Emsigkeit immer wieder das Krippenmotiv künstlerisch behandelt, worüber unsere öffentlichen Gemäldesammlungen hinreichend Zeugnis ablegen. Vermutlich zu Anfang des 14. Jahrhunderts vollzog sich mit der Krippe eine teilweise Wandlung, die jetzt vielfach von der Wiege abgelöst wurde. Fast scheint es, als ob man die Krippe für das zarte Christkindlein zu rauh hielt, so daß man ihm in der Wiege eine würdigere Ruhestätte zu bieten hoffte. Die Wiege wieder mit ihrer schaukelnden und schwebenden Bewegung zwang mit ihrem Rhythmus zum Gesang, und so finden wir zunächst bei den kirchlichen Weihnachtsfeiern die Geistlichen, welche als Sänger dem Christkindlein ein Schlummerlied weihten. Bald aber wurde dieser Gesang von der Gemeinde übernommen, die in dieser Weise tätigen Anteil an dem weihnachtlichen Kirchenfeste nehmen wollte. Da von der Musik, vom Gesang bis zum Tanz nur ein kleiner Schritt ist, überrascht es nicht, im 16. Jahrhundert in vielen Kirchen die auf dem Altar aufgestellte Christpuppe singend umtanzt zu sehen. In den Nonnenklöstern hatte sich das „Kindlwiegen" zu einer großen Festlichkeit entwickelt. Besonders in den schwäbischen Klöstern war diese Sitte noch bis in das 19. Jahrhundert üblich. So wurde noch um 1830 am Heiligen Abend um 12 Uhr auf dem Turm der Hauptkirche zu Tübingen eine kleine, mit Lichtern umstellte Heilandswiege geschaukelt, wobei die Musik den Choral „Ehre sei Gott" spielte. Am Schluß dieser Feierlichkeit fiel das unten versammelte Volk mit einem Wiegenlied ein.

Vollends die Weihnachtsspiele, erst in lateinischer, dann in deutscher Sprache, erhöhten den Glanz des Weihnachtsfestes, das so recht dem deutschen Charakter entspricht. An diesen Weihnachtsspielen, welche die Kirche noch bis zum 11. Jahrhundert übte, nahm das Volk oft tätigen Anteil. Kinder erschienen mit wirklichen Schafen an der Krippe oder Wiege, auch durch Menschen dargestellte Tiere nahmen an diesen Weihnachtsspielen teil, die hierbei oft in das Gebiet des derben Humors gerieten. Die humoristische Ausartung der Spiele mag schließlich die Ursache abgegeben haben, daß die Kirche die Weihnachtsspiele nunmehr aus ihrem engeren Reich verbannte. Im 18. Jahrhundert wurden in Kärnten und Steiermark noch Weihnachtsspiele, allerdings nur gesanglich aufgeführt, meist durch den Küster mit einigen Chorknaben. Auch war es üblich, daß einfache Leute mit kleiner schauspielerischer Begabung von Ort zu Ort zogen, um in groben Knüttelversen die Geburt Christi darzustellen. Manche dieser Weihnachtsspiele leben inhaltlich in den zahlreichen Weihnachtsliedern weiter. Die vielfach üblichen Umzüge der heil. drei Könige, die in Westdeutschland zum Teil in der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanien noch heute stattfinden, sind wohl Reste dieser Weihnachtsspiele, die schließlich nicht mehr das Wohlgefallen der Kirche fanden. Goethe war ein Freund dieser volkstümlichen Umzüge, in denen er einen frischen, gesunden Ausdruck der Urkraft des Volkes erblickte. Die Umzüge, welche das Erscheinen des Christkindes ankündigten, geschahen in den einzelnen Gebieten in sehr verschiedener Form. Im Elsaß wurde das Christkind durch eine jüngere Frau im weißen Gewande mit langem, blonden Haar dargestellt, verschönt durch eine Goldkrone mit brennenden Weihnachtskerzen. Dieses Christkindlein erschien aber nicht allein, vielmehr war ein durch Kleid und Maske Schrecken erregender Mann sein Begleiter, der als Hans Trapp wie ein Gespenst unter der Kinderschar Grausen und Furcht verbreitete. Noch älter als echt deutsche Weihnachtsgestalt ist der allbekannte Knecht Ruprecht, der gelegentlich auch auf einem Schimmel reitet. Die Rute als Geißel strafwürdiger Kinder und ein das Dunkle, Geheimnisvolle verkörpernder Sack sind die von allen Kindern gefürchteten Machtmittel dieses gestrengen Weihnachtsmannes. In Niederösterreich hat sich der Brauch entwickelt, daß der Knecht Ruprecht in Begleitung des heiligen „Niklo" erscheint, der mit den Kindern eine strenge Prüfung ihres Wissens vornimmt. Das Erscheinen des Weihnachtsmannes wird durch Glockentöne eingeleitet; er selbst richtet an die Kinderwelt seinen Gruß in klingender Versprache und die Kleinen pflegen in der Sprache der Poesie Antwort zu geben. Niklo bittet dann um die Gebet-, Lese- und Schreibbücher der Kinder, während der daneben stehende Knecht Ruprecht jeden Augenblick bereit ist, faule und unsaubere Kinder zu strafen. Nachdem der aus dem Himmelsreich herabgestiegene Niklo den Kindern noch gute Ermahnungen erteilt hat, zieht er sich mit seinem Begleiter Ruprecht zurück, was bei den Kindern wohl wie eine Erlösung wirkt. Vorher haben die Kinder ihre gesäuberten Schuhe vor die Tür gestellt, die sie nun nach dem Fortgang des Niklo mit Leckereien gefüllt vorfinden. Nun, das schönste Symbol des Weihnachtsfestes, der kerzengeschmückte Tannenbaum, ist keineswegs so alt, wie mancher anzunehmen geneigt sein dürfte. Die Sitte des Weihnachtsbaumes, ohne den wir das Innige des Weihnachtsfestes nicht empfinden würden, feiert erst zu Anfang des 17. Jahrhunderts ihr Entstehen. Bis dahin stand das Weihnachtsfest lediglich im Zeichen von Krippe und Wiege. Die Vermutung dürfte zutreffen, daß sich in der Sitte des Weihnachtsbaumes ein alter Baumkult wiederspiegelt. Nicht immer ist die Kirche dem Tannenbaum freundlich begegnet; so ist der Straßburger Pfarrer J. G. Dannhauer in einer Katechismuspredigt, die in seinem Buch „Katechismusmilch" um 1642 veröffentlicht wurde, gegen den Christbaum hurtig zu Felde gezogen. Der wackere Gottesmann sah in dem Tand des Weihnachtsbaumes eine zu starke Ablenkung der Gedanken von Christus. Nun der Tannenbaum ist heute ein unentbehrliches Symbol des Weihnachtsfestes, unzertrennbar mit ihm verknüpft. Gerade das deutsche Gemüt sieht in dem lichtestrahlenden Weihnachtsbaum etwas Wesensgleiches, das niemand in seiner Gedankenwelt missen möchte. Einen Vorläufer hatte auch der Weihnachtsbaum. Blühende Zweige erfüllten im Mittelalter eine ähnliche Aufgabe; sie dienten als Festgeschenk. Bei den alten Germanen wurde die Sitte geübt, am Tage des Winteranfangs Zweige in das Haus zu bringen, die hier feierlich aufgestellt wurden. Diesen Zweigen oder Reisern wurde eine segenbringende Kraft zugeschrieben, die man durch Berührung auf sich übertragen konnte. Dieser altgermanische Brauch lebt in manchen Gegenden noch heute in veränderter Gestalt fort. Diese Deutung haben wir jenen Bräuchen zu geben, wo bald zu Ostern, bald zu Weihnachten die jungen Dorfburschen die Mädchen mit geschmückten Reisern oder Gerten jagen, um durch Berühren segenbringend zu wirken. Im Mittelalter treten diese Zweige auch in Verbindung mit den Martins- oder Nikolausgeschenken auf. Die katholische Welt hat sich übrigens ziemlich lange dem Weihnachtsbaum ferngehalten; noch Mitte des 18. Jahrhunderts war der Weihnachtsbaum ein rein protestantischer Brauch. Um diese Zeit liegen auch die Anfänge, den Weihnachtsbaum mit Lichtern zu versehen. Vor dieser Zeit erhielt der Baum allen möglichen Behang aus Zucker und Gebäck. Im Volk hat sich diese Art des Weihnachtsbaumes mit buntem Tand und Zuckerbehang noch heute stark erhalten und zweifellos entspricht der so geschmückte Weihnachtsbaum mehr dem Geschmack der Kinder, zumal am Ende der Weihnachtszeit das Plündern des Baumes für die Kinder ein besonderes Fest bedeutet. Will man in dem Weihnachtsfest ein reines Kinderfest sehen, so hat dieser buntbehangene Tannenbaum seine natürliche Berechtigung. Denn das Kinderherz ist noch frei von der Aesthetik des Geschmacks, der sich auch des Ausputzes des Weihnachtsbaumes längst bemächtigt hat. In vielen Familien mußte der bunte Behang und Tand dem vornehmen Silberfaden oder der Schnee täuschenden Watte weichen, was den farbenfrohen Kinderherzen viel zu nüchtern ist.

Das Wichtigste des Weihnachtsfestes, das Schenken und Geben, war schon immer mit diesem herrlichen Feste verbunden. In den römischen Saturnalien können wir ein Vorbild dieser erfreuenden Sitte des Schenkens erblicken, denn der vornehme Römer bedachte hier seine Knechte und Sklaven und ärmere Leute mit Geschenken. Noch im Mittelalter, das den Weihnachtsbaum nicht kannte und somit auch den trauten Glanz der Kerzenlichte entbehrte, war es üblich, die Geschenke in Bündeln am Weihnachtsfest den Hoffenden und Harrenden zu entbieten. Erst durch den Weihnachtsbaum und seinem strahlenden Kerzenglanz wurde es üblich, die Geschenke unter dem Baum auszubreiten, der so zu einem Mittel- und Sammelpunkt des ganzen Weihnachtsfestes wurde.

Wenn am Heiligen Abend die Glocken durch das Land schallen, wenn in Palast und Hütte der Weihnachtsbaum groß und klein versammelt und wenn dann der Gesang der erhebenden Weihnachtslieder erklingt, dann erscheint angesichts dieser Weihestunde für eine kurze Spanne Zeit die Menschheit losgelöst vom Kampf des Tages und ein stiller, tiefer Frieden hält seinen Einzug.



Eine Weihnachtsfeier in der Polarregion
Zeichnung von Katzler nach einer Skizze des Polarforschers Karl Weyprecht von seiner Eismeerfahrt 1872 74.

Weihnachtsabend auf dem Wandsbecker Schloß im Jahre 1796.

„Weihnachtsglück"
nach einem Blatt von Moritz von Schwind um 1850
1872/74

Alter Weihnachts-Striezel-Markt in Dresden

Nachtgebet

Laß die tempelklare Luft
aus den Wäldern wehen
und des Tages milden Duft
überm Feld vergehen.

Lösch mit friedevoller Hand
deine Ampel aus,
schütze Volk und Vaterland,
segne Saat und Haus.

Fülle ganz mit deiner Kraft
über Nacht das Blut.
Pflug und Schwert und Bruderschaft,
Gott, sei ihnen gut.

Herbert Böhme

Frieden

Die stille Nacht ist gar so kalt,
Weiß ist das Feld und weiß der Wald,
Es zittern in der Ferne
Vor Frost die kleinen Sterne.

Und führt ein Engel bei der Hand
Das Christkind her in deutsches Land,
So muß es heute kommen,
Das hoffen alle Frommen.

Und watet es durch tiefen Schnee,
Dann horcht im Wald ein armes Reh,
Ein Baum erschauert leise
Und grüßt es auf der Reise.

Wir horchen in die stille Nacht
Die alle Menschen glücklich macht.
Hört keiner wohl die Kunde
Aus froher Engel Munde?

Ludwig Thoma

Zu Gomiécourt in der Kirche

Von Wolf Justin Hartmann

Zu Gomiécourt, in der Kirche,
Drängt sich ein grauer Hauf,
Zu Gomiécourt, in der Kirche, der Herrgott ragt vor uns auf.
Er hängt am verkohlten Balken, er breitet die Arme weit,
Im feuerzerfressenen Winkel lauscht er dem Kampf und dem Streit,
Zerrissen wurde die Mauer, zerfetzt ist Dach und Turm,
Leer gähnen Fensterhöhlen, am Altar rüttelt der Sturm.
Auf Schutt und Trümmer und Beter flockt lautlos und bleich der Schnee,
Der Herrgott blickt auf die Grauen in erbarmungswürdigem Weh.
Der Herrgott in seinem Winkel ist beflackert von Licht,
Gleich Tränen rinnt ihm das Wasser über sein Leidensgesicht.
Doch durch die Weihnacht rumort es ohn' Paus' und Unterlaß:
Der Krieg ist wacker am Werke, der Krieg hat seinen Spaß,
Der Krieg, der will nicht feiern, der Tod schwingt seine Sens,
O! Hohes, Heiliges Leben! Du Wonne im blumigen Lenz!
Zu Gomiécourt, in der Kirche,
Singt eine graue Schar,
Zu Gomiécourt, in der Kirche, schloß sich manch Augenpaar.

*

Einen sah ich verlöschen wie eine Kerze am Christbaum.

Einen, den ich auch heute noch nicht vergessen habe, den immer wieder einmal das Dämmer der Vergangenheit entläßt, auf daß er sich mir nahe, zuweilen, in den besonderen Stunden, da unser Dasein sich hintergründig öffnet und Maßstäbe und Werte, die uns bestimmen möchten, auf der Flut der guten Hoffnungen und argen Aengste gleich leichten Schaumblasen treiben. In den besonderen Stunden, da sich die Grenzen von Leid und Freud verwischen, und unsere Erde zum runzlichen Apfel schrumpft, den Kinder braten in der Weihnachtszeit; nach einem alten Brauch. Dann sucht er mich unangemeldet auf, enttaucht den verhüllenden Schleiern, tritt still heran zu mir in der wechselvollen Flucht der Erscheinungen und der Bilder. Sein strahlender Blick, der mich einst nicht einmal streifte, verweilt eindringlich in dem meinen, als habe er den Grad der Erkenntnis zu prüfen, den ich inzwischen gewann, als forsche er, auf welcher Stufe meines Wegs ich stehe. So halten wir stumme Zwiesprach. Kein Zucken ist in seinem weißen Gesicht, nichts, was als Urteil ausgelegt werden könnte, als Segen oder als Fluch, nichts auch, was Kunde brächte von dem, was er denkt und fühlt. In der wandlungslosen Maske seiner Schönheit schaut er mir in die Augen. Und dann, dann entgleitet er, geräuschlos, wie er kam. Und wartet mit allen anderen, die mir die Treue und das Gedächtnis bewahren, sei es als Freund, als Feind, in der undurchsichtigen Tiefe, bis ihn das dunkle Gesetz von neuem zu mir ruft.

Er wird mein ganzes Leben lang irgendwie um mich sein.

Keiner kann sagen, wie es sich später verhält.

Keiner auch weiß, ob wirklich in der Kirche von Gomiecourt an der Somme unsere Beziehung begann. Doch habe ich ihn damals jedenfalls zum erstenmal gesehen.

Aller Einzelheiten entsinne ich mich noch genau.

Ein Zettel lag auf meinem Tisch im Quartier.

Die Ortskommandantur teilte mir darauf mit, daß um 11 Uhr nachts das Fest begangen würde. 11 Uhr war schon vorbei. Unschlüssigkeit befiel mich. — Hm — Eigentlich keine Zeit mehr, sich vorher noch richtig zu waschen, trockenes Zeug anzuziehen. Ich stehe in meiner Bude, Dreck und Wasser fließen an mir hinab. Langsam bildet sich eine trübe, gelbbraune Pfütze. Auch ich bin ziemlich müde. Dies Stapfen durch die fußhoch verschlammten Gräben, das ununterbrochene Feuer, gehetztes, keuchendes Laufen von Stollen zu Stollen um das lächerlich bißchen Leben, der Ueberfall mit schweren Minen im Abschnitt Fridolin, der Bericht an die Division: das Beste wäre, sich möglichst bald hinzuhauen und wie ein Sack zu pennen.

Mein Bursche räuspert sich und wartet auf einen Bescheid.

Da gehe ich wie ich bin, ein kotiger Soldat, vom Scheitel bis zur Sohle überkrustet von Lehm, wieder hinaus in das Finster. Es muß doch gleichgültig sein, ob man gewaschen oder ungewaschen, ob man in sauberer oder schmutziger Uniform... Wieviele stehen heute ihrem Gott gegenüber und haben gar nicht darnach fragen können, wie sie wohl aussehen mögen! Aber den Stock, den dicken, festen Prügel, den ließ ich im Quartier. Es wäre gescheiter gewesen, ich hätte ihn mitgenommen. Man erkennt nicht die Hand vor der Nase. Ob sie die Feldküchen wie letzthin aufgestellt haben? Mit den Deichseln so saudumm in die Straße? Es gibt schon hirnlose Täppen! Es schneit, was vom Himmel geht. Plötzlich faucht es um eine Ecke herum, ein wärmerer Windstoß fegt mir ins Gesicht. Wind von der Front, bei dem man weite Nüstern und schmale Augen bekommt. So! Nun diese Wand entlang! Tasten, Fühlen, Ahnen, ob etwas im Wege ist. Die Kommandantur hat ganz recht, daß sie die Feier so spät erst angesetzt hat. Die Engländer werden uns jetzt wenigstens nicht stören. Sie sind sehr ordnungsliebend und schmeißen ihre hanebüchenen Zuckerhüte wie üblich nur nach dem Westeingang des Städtchens. Aber der Kirchenteil kommt morgen früh um 3 Uhr wieder an die Reihe. Man hätte schon längst auf diese blöde Schießerei mehr Rücksicht nehmen sollen. Dann wären vielleicht die elf von der vergangenen Woche heute auch noch beim Fest.

Immer die Straße hinunter.

Ein quellendes Quatschen quirrlt bei jedem Schritt. Dieser scheußliche Brei! Zäh, unnachgiebig, klebrig schließt er sich um die Füße. Nur mühsam geht es voran. Gib acht auf deine Stiefel! In Strümpfen kannst du kaum den Gottesdienst besuchen. Und ringsum wie in einer Kohlenkiste alles zappenduster. Nur hie und da ein grelles Flammenspeien, heißspritzende Bündel blindwütiger Blitze. Ein dröhnender, schmetternder Schlag. Geprassel, das mit dumpfem Lärm im Unsichtbaren tobt. Irgenwo schrie ein Mensch. Warum habe ich nur meine Taschenlampe ... Ah! Hier! Da also bin ich! Der umgelegte Brunnen! Jetzt muß der Baum ... Ich klettere über den Schutt einer eingestürzten Mauer. Da ist der Baum. Meine Hände begreifen ihn. Geknickt. Gespalten. Achtung! Nach rechts! Da drüben leuchtet das Mündungsfeuer der Haubitzbatterie. Die Nacht ist ruhiger geworden. Der Tumult der Front verebbt. Ein unterdrücktes Atemholen bangt für den nächsten Tag. Da wird der Tod den Veitstanz weitertanzen.

Bald muß ich an dem großen Trichter sein.

Der Sturm nimmt zu. Der Schnee geht anscheinend mehr und mehr in blanken Regen über. Es peitscht mir um die Ohren. Im Stahlhelm pfeift es wieder. Eiskalt ist noch der Regen. Ich wate durch einen Bach. Links hat es eingeschlagen. Der war ja außer der Reihe! Der war ja gegen jede Regel! Die Sprengstücke summten wie Hummeln! Was fällt diesen Briten ... Mensch! Strecke die Arme vor! Links! Links! Da ist der Trichter! Du mußt doch links vorbei! Du wärst der Erste nicht, der elend darin ersäuft. Ein Gaul ist darin schon ... Ich stolpere! Verflucht! Das war ein Telephon! Können diese blödsinnigen Kerle den Draht nicht anders legen! Das ich doch ... Teufel auch! Horch!

Ein Singen ist in der Nacht! Von Männerstimmen ein Chor!

Auf schwarzem Fittich schwingt es zu mir her.

Ich kenne die Melodie! Aus Kindheitstagen ist sie mir vertraut.

Haha! Ein Lied! So ohne Zeit und Raum! Und jetzt? Und heute? Haha!

Um diesen Geröllberg herum, über ein paar abgesplitterte Balken.

Immer nach links, immer dem Singen zu.

Dorthin, wo rauh und mächtig, in frommem Aufbegehr, aufrüttelndes Errauschen aus der Ruine steigt!

Dann bin ich eingetreten durch die geborstene Tür.

Der Schwall des Liedes braust über die graue Gemeinde, ein Heben und ein Wogen, ein inbrünstiges Empor. Uebervoll ist die Kirche. Gedrängt, gepreßt, in dichter Menge stehen sie im Schein der wenigen Fackeln, die am zerbrochenen Pfeiler, in Sprüngen und Rissen stecken. Die johlenden Granaten haben die Mauern zerfetzt, haben mit brandigem Maul zackige, klaffende Löcher in sie hineingefressen. Die johlenden Granaten sprengten den schlanken Turm, fuhren dämonisch ins Dach. Sparren baumeln kahl und kraus auf unsere Köpfe nieder, auf Ziegeln ruht unser Fuß, die Hände falten sich. Sie stehen Mann an Mann, barhäuptig ernst, ergeben, wie im ewigen Zwiespalt feindseliger Gewalten unstet umflattert von Licht und Dunkelheit, der Sturm schnaubt unter dem Himmel, Regen fällt in unser Haar. Sie sitzen, kauern gebeugt, liegen nebeneinander, sind hingeworfene Leiber, aufschauernde Seele, feiern die Heilige Nacht, jeder so gut er vermag.

Unter diesen aber, den Kranken, Wunden, Erschöpften, inmitten menschlicher Drangsale und Schmerzen, befand er sich, mir fremd und unbekannt. Auch fiel er mir nicht auf. Ich bemerkte ihn nicht. Und nichts verriet ihn mir. Nichts lenkte meine Blicke zu seiner Verborgenheit. Denn ich muß wie gebannt an ihm vorbei und über ihn hinweg nach einem Anderen schaun, der wunderbarerweise im verwüsteten Winkel hoch, hell und unversehrt am halbverbrannten Kreuz hängt. Zu seinen Füßen, dort, wo die Nässe abgehalten wird, im Windschutz eines verbeulten, rostigen Blechs, flackern ein Paar Kerzen an einem armseligen Bäumchen.

Verklungen ist das Lied.

Sie haben es alle gesungen.

Bärtige Landsturmmänner, Familienväter, gedrungen und breit und gemach, mit schweren Schultern und zerfurchten Gesichtern. Kriegsfreiwillige Jungs, geschmeidig, gereckt, voll Gluten, in der erwachten Kraft ihrer überschwenglichen Jahre.

Der Feldgeistliche spricht im Schutt vor dem Altar.

Andächtig, lautlos, reglos verharrt die graue Schar.

Friede auf Erden, frohe Botschaft, Worte des Evangelisten.

In die Verheißung gröhlt unbekümmert der Sturm, Regen und Schnee stiebt durch das Licht der Fackeln. Um uns, ringsum, draußen, im Finsteren, Schwarzen, hört man das Tier der Schlacht, näher und ferner, ein böses Murren und Brummen, ein Tapsen, Poltern, Rumpeln; es kreist um uns, es duckt sich gegen uns, es ist jederzeit zu unserer Vernichtung bereit. Jämmerlich knistern die Kerzen. Dann wieder seufzt und stöhnt es, schluchzt es neben mir auf. Die leidvollen Töne dringen an meine Ohren, dringen in mich hinein, nehmen Besitz von mir. Das Röcheln ist schuld daran, daß ich der Predigt jenes Priesters im Schutz nicht so voll Anteilnahme folge, wie er es wünschen mag, so voll sicherer, heiterer Ruhe, daß ich mich immer häufig zur Seite wenden muß, wegsehen von seiner tröstlichen, heilkündenden Gestalt. Ob es richtig war, die armen Kerle vom Lazarett in die Feier zu lassen? Ob man sie nicht besser ... Ach was! Es wird schon nicht so schlimm um sie bestellt sein! Und sie haben doch viel mehr als die Gesunden in dieser Stunde ein Recht darauf, zu ihrem Gott zu beten, unter dem Lichterbaum. Und sei er noch so klein! Sie haben wie sonst niemand ... Wenn der Mensch dort nur nicht so weinte! Und vor ihm, der andere ... Ich achte, horche, lausche auf seine Atemzüge, ich höre fast nicht mehr den Geistlichen am Altar — was spricht er vom Krieg und Frieden und jenem Nazarener, der lieben und hassen konnte, der das Schwert brachte und die Versöhnung — sachte, schwanke, vage Atemzüge, die wie ein letzter Duft von welken Blüten verwehen in die Nacht. Und diese großen, dunklen, unergründlichen Augen, die so sterbensmatt in die flackrigen Lichter schaun!

Unter dem Pfeiler liegt er still und steif auf der Bahre.

In wollene Tücher ist er eingehüllt. Ein Kissen stützt seinen Kopf. Bleich schimmert die reine Stirn bleich seine glatten Wangen, das schmale, fleischlose Kinn. Ein Jünglingsantlitz, daß in marmorner Schönheit die Kunst eines Meisters preist, das als das Sinnbild unnachahmlicher Vollendung, beschwörend und erschütternd, aus Offenbarungen der Gnade und der Weihe im Geheimnis der Schöpfung geformt, umwoben von Glauben und Hoffnung, sehnsüchtige irdische Träume nach erdentbundener Erhabenheit erfüllt! Wie unzerstörbar von Zeit und Tod und Verfall, ein Zeugnis ewiger Unvergänglichkeit, erschien mir dies weiße Antlitz, von schwarzen Locken umrahmt; schwarz wellen sie auf dem Linnen. Unvergeßlich prägte es sich ein. Das Spiel der Lichter und Schatten huscht gaukelnd um Mund und Schläfen, flirrt in dem wirren Gelock, Schatten und Lichter taumeln um die umflorten Augen. Starr und weit sind sie auf den Christbaum gerichtet. Ein Strahlen bricht aus ihnen.

Ich weiß es heute nicht mehr, wielang ich verzaubert war, wielange mir die Welt in der Betrachtung seiner Zeichen unwichtig zerschmolz. Die Predigt war plötzlich zu Ende. Das Vaterunser rang mit unserer Not. Er betete es noch mit. Dein Wille geschehe ... Seine Lippen bewegten sich. Und vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben... Es entfalteten sich seine abgemagerten Hände, über der Brust, die sich kaum hob, kaum senkte. Und führe uns nicht in Versuchung ... Ein dunkelroter Fleck wurde sichtbar in den Binden. Sondern erlöse uns von dem Uebel ... Die Hände fielen herab. Die Lider fielen herab.

Das Vaterunser war aus.

Leise und unauffällig deckten sie ihn zu.

Ein grober Soldatenmantel verbarg nun seine Schönheit.

Und trugen ihn fort auf der Bahre, hinaus in die Heilige Nacht.

Just, als sie sangen das Lied, Jesus, meine Zuversicht, ihr Lied.

Auch ich bin fortgegangen. Einen Blick warf ich noch auf das Bäumchen, auf den unversehrten Gott. Stapfte durch Schlamm und Sturm. Am großen Trichter vorbei. Das Mündungsfeuer zerspaltete das Finster. Von der Front her rumorte das Tier mit röhrendem Gebrüll. Die Schlacht war wieder heftig.

Und das Lied scholl hinter mir drein.

Die Grauen sangen es treu und brav bis zum allerletzten Vers.

Zu Gomiécourt in der Kirche.

Richard Euringer

Herhören, Leute!

Es war anno 16 um Weihnacht herum. Mitte Dezember besagte der Funkspruch, der Kaiser halte die Zeit für gekommen in Verhandlungen einzutreten. Im Bewußtsein von Deutschlands Kraft biete er den Feinden Frieden.

„Weihnacht wird Friede", schrieben die Frauen den Männern ins Feld. „Schaut nur, daß ihr dann daheim seid! Und geht's nicht so rasch, dann gib du drum ein! Auf einen kommt's jetzt wohl nicht an. Mann, wir rechnen fest auf dich."

Und den Kindern sagten die Mütter: „Weihnacht ist Vater wieder da. Macht eure Schulsachen nur schön, daß er sich freut über eure Noten!" Und zur Nachbarin sagte die Frau: „Wenn ihm nur jetzt nicht noch was passiert. Manchmal krieg ich es mit der Angst. — Wenn ihm nur jetzt nicht auf zuletzt noch plötzlich irgendwas passiert! Jetzt, wo's überstanden ist" Und dann sagte die Nachbarin, ungut, weil sie den ihren verloren und weil der doch nicht wieder heimkommt: „Man kann's nicht wissen." — Was der Otto war, ihr Mann ... Und sie erzählte von ihrem Mann; ein bißchen stolz und ein bißchen böse, weil dem nun nichts mehr passiert, und weil es sich gleich bleibt, was geschieht; denn ihr Mann hat's hinter sich.

Die Frau aber lief zur nächsten Post und kaufte sich doch noch eine Karte und schrieb ihm doch noch: „Lieber Karl! Ich bin nun so unruhig, ich kann's dir nicht sagen. Das war doch sonst nicht. Jetzt auf einmal treibt's mich herum. Lieber Karl, ich bitt dich, komm! Gib doch gleich um Urlaub ein! Ich kann's nicht mehr aushalten jetzt auf einmal. Es passiert dir sicher was, wenn du nicht um Urlaub eingibst. Schreib doch sofort, wann du daheim bist. Oder schreib nicht, sondern komm! Von Aachen kannst du mir telegraphieren. Ich hol dich dann ab. Aber nein, das geht ja nicht. Aber komm, ich b i t t e dich. Was macht ihr denn überhaupt noch draußen? Also komm! Ich rechne b e s t i m m t. Es sind noch drei Tage. Du kannst es schaffen, wenn du nur willst. Also komm, aber b e s t i m m t!" Und sie unterstrich das „Bitte" und das „bestimmt" und das „es passiert dir etwas", und das „kannst es, wenn du nur willst." Und dann schrieb sie noch „tausend..." dazu, Küsse oder eben Pünktchen, daß er sich denken kann, was er will. Und „ich halte es nicht mehr aus."

Am Tag vor Weihnacht dann wurde bekannt, daß Amerika sich bereitfand als Friedensrichter aufzutreten. Und der Vize Moser sagte: „Jetzt machen sie ein Geschäft daraus." Und der Unteroffizier Huber sagte: „Sollt sehen, das alles ist bloß Gewäsch, daß sie die Leute müde machen und die Weiber vollends narrisch, und dann geht's weiter bis auf's Messer." Und er meinte, es wär das beste, die Feldpost in die Luft zu sprengen und nichts mehr bekannt zu geben und sich die Ohren zu verstopfen, das Maul zu halten und auszuhalten und hinzuhalten .. Und der Gefreite Biehler sagte gar nichts, sondern grinste. Und der Landwehrmann Karl Burger trug den Brief acht Tage herum, und wenn er die Hand in den Mantel steckte, fiel ihm der Brief wieder in die Hand. Und wenn er ihm wieder in die Hand fiel, dann strich er ihn glatt und las ihn wieder. Und wenn er ihn las, verstand er nicht mehr, was seine Alte ihm geschrieben. Und wenn dann mittags beim Appell der Befehl verlesen wurde, merkte er, daß Januar war und daß Weihnacht längst vorbei sei. Und am 11. Januar ließ der Feldwebel antreten und gab den Armeebefehl bekannt, den der Kaiser erlassen hatte und in dem stand, sie wollen nicht; der Feind hat den Frieden abgelehnt. Der Krieg geht weiter. Und so fort.

Den Schluß hörte Karl Burger nicht mehr, und die anderen hörten ihn auch nicht. Sie hatten es sowieso gewußt. Einer sagte: „Leck mich am A...!" Und die andern sagten gar nichts.

Es war an dem Tag, am 11. Januar anno 17, da rief der Hauptmann von der 9. sein III. Bataillon zusammen, er wolle mit den Leuten reden. Sie sollten kommen, wie sie seien (denn sie lagen im Ruhequartier). Er ließ auch gar nicht erst antreten, sondern wartete im Umhang mit der Mutzpfeife im Mund. Es schneite naß in den grauen Sudel. Aus den zerschossenen Gemäuern torkelten seine Kerle an, verschlafen und fahl und schlecht gewaschen, in zerlumpten Uniformen, müde Männer mit leeren Augen. Es ging gegen Abend. Es dauerte lang bis sie alle beieinander waren, kaum zwei kriegsstarke Kompagnien; so viel hatten sie gelitten. Nun standen sie um ihn herum und warteten bis die letzten kamen, und es kamen immer noch einige, und der Hauptmann wartete ruhig. Dann ging er voran. Durch Pfützen und verfaultes Stroh und spanische Reiter Stacheldraht, an der Feldküche vorbei, an der Feldschmiede vorbei, an all den Karren und Brückenwagen, die den Ortsausgang verstellten; er wollte mit seinen Leuten allein sein.

Gleich hinterm Ortsausgang lag ein Friedhof, ein erfrorener alter Friedhof, längst verwüstet und verwahrlost trotz der vielen frischen Gräber. Dahin ging er mit seinem Haufen. Er hieß sie vorangehen und blieb als letzter, nahm das ausgerissene Gitter, das verrostete alte Gitter, und setzte es wieder ein als Pförtchen und stützte es mit einem Stein, als wolle er sagen: Wir sind drin. Weiter kommt keiner mehr herein. Und die herin sind, die sind mein Haufen, die Toten, die tot sind, und die Andern, über die der Stab gebrochen; denn jetzt kommen wir alle dran. Der Krieg geht weiter, wie lang weiß Gott, und wer es noch nicht begriffen hätte, der zähle sich's an den Fingern ab, wann er dran kommt, denn soviel ist sicher: lebend kommen wir nicht mehr heraus, und tot erst recht nicht. Das wissen wir jetzt. Und es ist gut, daß wir es wissen. Dann richtet sich jeder danach ein.

Und wie richtet er sich ein?

Das wollte er ja mit den Leuten besprechen.

Es schneite. Die Leute standen herum, zwischen den Gräbern, wie es sich gab. Die einen hockten sich auf die Steine, die andern lehnten sich an die Mauer, die dritten tappten im Schnee herum und suchten die Gräber der Kameraden, und jeder dachte: Du hast's gut. Du hast's geschafft. Und noch besser haben's die andern, die schon 15 gefallen sind oder 14, im ersten Anlauf. Denn jetzt kommen wir alle dran. Der Krieg geht weiter, wie lang weiß Gott, und wer es noch nicht begriffen hätte, der zähle sich's an den Fingern ab, wann er dran kommt; denn soviel ist sicher: lebend kommen wir nicht mehr heraus und tot erst recht nicht. Das wissen wir jetzt. Und es ist gut, daß wir es wissen. Dann richtet sich jeder danach ein.

Und wie richtet er sich ein?

Das wollten sie jetzt vom Hauptmann hören.

Aber der Hauptmann fing nicht an. Er hockte sich auf einen Grabstein und schaute auf das Massengrab und sog an seiner leeren Pfeife und dachte: Was kannst du den Leuten sagen, was sie nicht wüßten so gut wie du! Die Kriegsberichterstatter reden, die Bierbankstrategen reden und die Patrioten reden, und da ist doch nichts zu reden. Wir können uns jetzt da hinlegen, dahin wo die andern liegen, und warten bis es uns langsam einschneit; denn einmal liegen wir da doch oder irgendwo in Flandern oder drunten in den Vogesen oder in Rußland oder sonstwo. Oder wir können es erwarten und hauen uns erst noch in die Klappe und schlafen noch einmal und fassen Menage und warten es ab. Und schlagen uns einmal noch den Bauch voll, mit Spülwasser oder was es gibt, und rasieren uns noch einmal. Und wer eine Zigarette hat, der nimmt das noch mit, solang er noch da ist, und wenn der Knaster nach Buchenblatt schmeckt, so schmeckt er doch noch und wärmt die Nase.

Da fragte er: „Hat einer Feuer?"

Es waren wohl sechse, die hatten Feuer. Da stopfte er sein Pfeifchen nochmal. Und wer eine Zigarette hatte, der zog sie heraus und steckte sie an. Und sie qualmten ganz behaglich. Und wer eben keine hatte, der hatte noch eine im Quartier. Und wer auch da keine hatte, der kriegt sie wohl noch in der Kantine. Und wer die Löhnung aufgezehrt, dem half wohl solang ein Kamerad; denn was soll er mit dem Geld, wenn er morgen doch schon fällt.

Da hielt der Hauptmann seine Rede. Und die Rede lautete so:

„Herhören, Leute!"

Herhören!

„Also, ihr wißt ja, wie es steht."

Ja, sie wußten, wie es steht.

„Dann brauch ich nicht viel herumzureden."

Nein, nicht viel herumzureden.

„Wir können uns jetzt da hinlegen und warten bis es uns langsam einschneit. Oder wir können es erwarten und hauen uns erst noch in die Klappe und schlafen noch einmal; denn morgen geht's dran."

Das hatten sie sich schon gedacht.

„Abgemacht?"

A b g e m a c h t.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Die Erntearbeit stockt. Der Deichbau nimmt alle Kraft zu sich hinaus. Grote Gehlen ist unerbittlich. Er holt die Alten und die Jungen. Er reitet auf und ab von einer Schicht zur anderen, treibt an, lobt und schilt, flucht und lacht. Wo die Arbeit nicht ganz vorschriftsgemäß ausfällt, reißt er sie nieder und läßt neu beginnen. Tag und Nacht ist er auf den Beinen. Und die Insulaner nennen ihn den Schimmelrieder, wenn er es nicht hört.

Aber die Erntearbeit stockt. Da geht Grote Gehlen zum Küster, daß er die großen Jungs und Deerns freigebe für die Sommerhilfe. Aber Jürgen Gerrits hat Bedenken. Da steht Grote Gehlen vor dem Pastor: „Wir müssen die Größten aus allen Schulen freihaben für diesen Sommer. Der Deich verlangt jede Mannshand, Pastor Grell. Die Frauen schaffen die Ernte nicht allein."

„Das kann ich nicht machen", sagt der Pastor. „Dazu muß die Schulaufsichtsbehörde gehört werden. Aber ich will mich bemühen."

Nach einigen Tagen ist Grote Gehlen wieder da, voller Ungeduld: „Na, wie ist es mit dem Freibekommen der großen Kinder, Herr Pastor?"

Und da sagt dieser: „Das ist abgelehnt worden, wie ich mir gleich dachte. Aber ich habe mich an das Arbeitsamt gewandt; es werden uns genügend Aushilfskräfte zur Verfügung gestellt. Es sind erfahrene Leute darunter, die schon auf Fehmarn viele Jahre lang sommertags die Ernte eingebracht haben."

„Na, ich weiß nicht recht," antwortete darauf Grote Gehlen, „Monarchen haben wir noch nie hier drüben bei uns gehabt. Aber Sie scheinen ja die Sache bereits abgemacht zu haben, Herr Pastor. Da will ich nichts mehr dagegen sagen, und ich will versuchen, unsere Leute für den neuen Plan zu gewinnen. Der Deichbau läßt keinen Aufschub zu. Wenn die Herbststürme einsetzen, müssen wir das erste Stück der Insel landfest haben, sonst reißt die See uns alles wieder fort."

„Das Arbeitsamt teilt mir heute mit, daß es diesen Samstag zunächst 50 Mann auf den Weg bringt. Sie kommen über den Damm nach hier und werden sich dann gleich bei Ihnen melden, Herr Gehlen."

Dieser reitet rasch durch die Dörfer, spricht mit den Gemeindevorstehern, verteilt die Erntehilfe nach Notwendigkeit und Anforderung, regelt die Bezahlungsweise und Arbeitszeit, und er hofft im stillen, daß nun alles gut geht.

Am Sonntagvormittag, unter der Kirchzeit, ist der Trupp fremder Arbeitsleute angekommen und hat sich beim Amtsvorsteher die Quartierzettel geholt. Als die Frauen von Geeldörp, Lüttenoog und Steenshövd vom Kirchgang heimkommen, stehen in ihren Stuben und Ställen fremde Mannsleute, zerrissen und rauh. Aber es geht durchweg besser als man fürchtete; die Butenländer finden sich rasch in die neuen Verhältnisse, sind zunächst anstellig und bescheiden, gehen gleich am Montag in aller Frühe an die Arbeit und schaffen tüchtig was weg. Die Männer draußen am Deichbau sind erst etwas bestürzt über diesen fremden Zuzug, den der Pastor ihnen besorgt hat. Als sie aber daheim hören, daß die „Monarchen" anständig, fleißig und auch nüchtern sind durchweg, finden sie die Hilfe recht angebracht und verantwortlich im Hinblick auf ihren eigenen Ehrendienst am Deichbau.

Drei Wochen lang geht es gut. Der Roggen ist fast binnen, die Gerste steht in Hocken. Hier und da wird schon ein Hilfsmann zum Deich abgeschoben.

Da hängt am nächsten Samstag am Spritzenhaus zu Geeldörp ein Anschlag an der Tür auf Versammlung aller Arbeiter im Dorfskrug zu Steenshövd für denselben Abend. Die Fremden sind vollzählig zur Stelle und haben ein ganz Teil der heimischen Knechte und Arbeitsleute mitgeschnackt. Irgendeiner aus der Mitte der Fremden steht auf und hält eine politische Rede. Sie wären als Aermste der Armen hier herübergekommen auf die Insel. Sie hätten sich nicht gesträubt gegen die schwere Arbeit in der Gluthitze des Hochsommers, obwohl der Lohn man klein und die soziale Behandlung nicht immer besonders gut gewesen wäre. Aber nun beginne man, sie an den Deichbau heranzuziehen, ohne ihnen den Tariflohn entsprechend als Schwerstarbeiter zu erhöhen. Das sei Ausbeutung. Das sei schamloseste Kapitalistenmethode. Man solle sich doch nur einmal das Schlaraffenleben am Badestrand in Dünsteede ansehen, dann erkenne man die ganze Ungerechtigkeit des heutigen Systems, das dem einen alles, dem andern dagegen nichts, gar nichts gebe. Die Güter der Welt aber gehörten jedem Menschen. So wollte es der Kommunismus, und so habe dieser es im großen Rußland nun auch schon durchgeführt, so daß die Arbeiter dort wie in einem Paradiese lebten.

In dieser Weise redet der Agitator auf die armen Menschen ein, zieht ihnen das letzte bißchen Halt unter den Füßen weg und macht sie wild und wütend gegen alles, was ist. Sie trinken zwischendurch Schnaps und Bier. Sie fallen hinein in einen wüsten Lärm, sie gröhlen häßliche Lieder und am Ende ziehen sie hinter einem roten Fetzen her und rufen: Hunger! Hunger! Bis der Landjäger kommt und sie mit dem Gummiknüppel auseinandertreibt. Noch bis tief in die Nacht hinein ist das Gejohle der Trunkenen zu hören.

Grote Gehlen steht am andern Morgen wieder im Studierzimmer des Pastorats vor Martin Grell. „Was für ein Pack haben wir jetzt hier sitzen! Wenn das so weitergeht, setzen die uns noch den roten Hahn aufs Dach. Heute früh ist nur die Hälfte der Mannschaft zur Arbeit aufs Feld gegangen, die Frauen wissen nicht, was sie mit dem fremden Gesindel anfangen sollen. Niemals, solange die Insel besteht, haben wir solche Zustände hier gehabt. Unsere guten treuen Arbeiter werden von den Bolschewiken noch aufgehetzt und verdorben. Wie konnten wir uns auf so etwas einlassen."

„Man kann nicht das eine tun, ohne das andere zu lassen, Grote Gehlen. Wenn Ihr den Deichbau für so notwendig haltet, müßt Ihr das Risiko fremder Hilfe mit in Kauf nehmen."

„Der Damm zwingt uns zur Tat, Herr Pastor. Bei den Springfluten haben wir das Salzwasser von nun an jedes Jahr in der Marsch. Unser Land, unser bestes Land verdirbt. Unsere Bauernstellen gehen zurück, sie können die Besitzer und ihre Familien nicht mehr ernähren. Wir haben den großen Treck nach Amerika, der unsere kleine Insel arm und verlassen macht. Wir haben wohl bessere Badezeiten, aber was kommt nun alles an Schlechtigkeit hier zu uns herüber! Solange hier draußen ein großes Geschlecht aufwuchs, hat man so etwas nicht erlebt. Dagegen wehren wir uns, Herr Pastor! Ich weiß nicht, wie das noch enden wird. Vielleicht überrennt uns das Fremde und wir gehen zugrunde. Vielleicht werden wir wohlhabend durch den Verkehr mit der Außenwelt. Aber steht nicht schon in der Bibel: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele! Wir nehmen Schaden an unserer Seele, Herr Pastor. Und da frage ich Sie gerade ins Gesicht? Sind Sie nicht unser Seelsorger? Haben wir Sie nicht durch Nacht und Eis zu uns hier herübergeholt, daß sie uns führen und halten? Aber was Sie anfangen, ist uns entgegen; wir verstehen Sie nicht. Solange unser altes Gotteshaus steht, sah es nicht so leere Bänke. Wir sind als Friesen einfache Menschen. Wir können nicht glauben, daß man sich erst bekehren muß, um dann sagen zu können, man sei gläubig. Wir sind wohl allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Aber wir stehen aufrecht im Angesicht des Ewigen alle Tage. Es ist böse Zeit, Herr Pastor. Ich mußte Ihnen das alles einmal gerade ins Gesicht sagen. Nehmen Sie das als ein Wort von Mann zu Mann."

„Gottes Wille geht schweigend über den Streit der Menschen hin, Grote Gehlen. Ich kann nicht zugeben, daß es hier draußen auf den Inseln und Halligen anders sei. Wenn die Friesen sich zu dem Heiland bekehren, dann wird der Segen des Herrn auch mit ihnen sein. Es lebt hier draußen an der wilden See noch viel Heidentum in den Geschlechtern, das können Sie mir glauben. Was soll man dazu sagen, wenn bei der Konfirmation ein Junge den Empfang der hl. Sakramente verweigert hat?! Ich bin hier von Gott hergeschickt und hingestellt worden, daß ich sein Wort verkünde und seinen Geboten lebe und leben lasse. Ich will und werde meine Gemeinde führen. Aber sie muß sich auch willig führen lassen. Auf Schritt und Tritt fühle ich Widerstand und harten Sinn. Die Menschen sehen in mir nur den Beamten, der für sein gutes Gehalt die Amtshandlungen abzuhalten hat — und mehr nicht. Doch ich werde nicht aufhören, um die Seelen der Friesen zu ringen."

„Ich bin kein großer Mann im Wort, Herr Pastor. Aber ich habe fünf gesunde Sinne und ein starkes Herz. Wir gehen hier seit einiger Zeit den Krebsgang, das steht fest. Ein jeder von uns muß in die Bresche springen. Jeder an seiner Stelle und mit seinen Gaben. Die Zeit ist für ganz Deutschland hart und scharf, und man sieht mehr vergrämte und zerschnittene Gesichter als helle und glatte. Man kann bange werden, wenn man in die Zukunft sieht. Ich glaube zwar an unsere neue große Bewegung, die sich schon kühn anstemmt gegen das Morsche und Fremde. Aber ich will zum Schluß kommen heute, Herr Pastor. Schaffen Sie uns das fremde polnische Volk vom Halse! Wir haben mit dem Amt telephoniert; die machen Schwierigkeiten, die Herren drüben am grünen Tisch. Ich stehe für nichts mehr ein, Pastor Martin Grell, wenn die Landstreicher hier etwa noch überwintern wollen. Wir jagen sie über den Damm mit Sack und Pack, wenn sie sich nicht ordentlich benehmen."

„Warum immer gleich so heftig, Herr Gehlen? Es werden doch auch gute, fleißige und treue Menschen darunter sein. Für ein paar Heißsporne darf man nicht gleich alle verantwortlich machen. Mir will scheinen, daß wir wenigstens ein ganz Teil der Werktätigen hier behalten können, solange der Deichbau dauert. Wie lange wollen Sie übrigens die Arbeiten der Landbefestigung fortführen lassen?"

„Es wird gearbeitet mit aller Macht bis zum November hin, damit wir das erste Stück der Festmachung fertig haben, ehe die Stürme kommen. Der leitende Ingenieur Meyer, den wir uns vom Wasserbauamt erbeten haben, ist zufrieden mit dem Fortgang der Arbeiten. Aber drei Jahre lang haben wir wenigstens zu tun, Herr Pastor, ehe wir sagen können: es ist geschafft."

„Ja, ja, drei Jahre. Sie sehen, Grote Gehlen, wie notwendig es ist, Hilfskräfte auf der Insel zu behalten. Ich denke, daß die ersten Unannehmlichkeiten sich bald geben werden und daß dann doch ein guter Stamm treuer Arbeiter hier bleiben kann zur Entlastung der Wirtschaft."

„Es ist nicht viel Zeit zu verlieren, Pastor Martin Grell. Von der einen Seite schlägt die See uns ihre Pranken in die Arme, von der anderen frißt die fremde Welt mit ihrem Gift sich an uns heran. Wir müssen sehen, wer der Stärkere ist. Seit Jahrhunderten steht unser Volk der Uthlande im Kampf mit den Gewalten. Leewer dood as Slav!, Herr Pastor. Wir wollen sehen, was dran ist an diesem Herrenwort . . ."

(Fortsetzung folgt)

Ein Mädchen unter Räubern und Soldaten

Von Brunhild Lessing

Nachdruck verboten! Copyright 1934 by „Zeitberichte" Berlin

3)

Fürstliche Gastfreundschaft

Der wilde Schimmel des Mongolenherrschers

Steppe — Steppe . . . Unendlich lang schien der Weg, den unser Auto zurückzulegen hatte. Antilopen tauchten auf, kamen näher, versuchten ein Wettrennen mit unserem Wagen, galoppierten nebenher, sprangen dann mitunter vor dem Wagen über den Weg, um auf der anderen Seite weiter zu rasen . . .

Endlich kamen wir an unser Ziel: zur Siedlung eines Mongolenfürsten. Hier wollten wir drei Wochen bleiben, um Sitten, religiöse Bräuche, Riten und Hausbau zu studieren, Lieder aufzuzeichnen und Typen zu photographieren.

Wir wurden vom Fürsten und seinen Leuten ausgezeichnet aufgenommen. Das einzige, was uns hier fehlte, war der Mangel jeder Waschgelegenheit — was uns nicht sehr wunderte, als wir erfahren hatten, daß der Mongole das Waschen für einen unglaublichen Luxus hält . . .

Ich bekam zu meinem eigenen Gebrauch ein Pferd geliehen, einen Schimmel, der imstande war, im Tag 500 Li gleich 250 Kilometer zu laufen. Ich erfuhr, daß man mir gerade dieses Pferd überlassen hatte, weil es bisher „nur" zwei Leute umgebracht hatte — die anderen Pferde hatten weit mehr Menschen auf dem Gewissen: sie pflegten die Reiter erst abzuwerfen und dann mit den Hufen zu schlagen. Auch mein Schimmel betrug sich einmal schlecht, warf mich herunter, trat mich tüchtig und biß mich schließlich noch wütend in die Schulter. Da aber die Mongolen sofort herbeikamen und das Tier wegtrieben, ging die Geschichte noch verhältnismäßig glimpflich für mich aus.

Bekanntschaft mit dem Pantschen Lama

Herzog Larson hatte uns hier abgesetzt und fuhr irgendwohin weiter, nachdem er uns versprochen hatte, uns nach drei Wochen wieder abzuholen; aber wir wußten von vornherein, daß diese Zusage nicht allzu ernst zu nehmen war — und wir behielten leider recht.

Der Fürst versprach, uns einen Wagen zur Verfügung zu stellen. Allerdings war der einzige seiner Untertanen, der schaufieren konnte, gerade nicht im Lager; dafür aber wollte uns ein anderer Mongole gern fahren. Und wirklich hörten wir eines Morgens das lang ersehnte Brummen eines Motors. Ich stürzte aus dem Zelt — und sehe gerade noch, wie der fürstliche Lastwagen einen Hügel hinaufrast, um auf der anderen Seite in tollem Tempo zu verschwinden; im nächsten Moment ein furchtbarer Krach, das Knallen einer Explosion — wir rennen den Hügel hinauf und sehen den Wagen unten liegen, alle Viere nach oben gestreckt, der Amateur-Chauffeur verschwunden. Die Mongolen kommen herbei und staunen zunächst ehrfürchtig das Wunder des umgekippten Wagens an. „Horch — der Motor läuft noch!" sagen sie bewundernd. Dann erst denken sie an ihren Kameraden, der Wagen wird gehoben und umgekehrt, und der junge Mann kriecht, wunderbarer Weise kaum verletzt — heraus . . . Das Auto war allerdings kaputt und wir mußten wieder warten. Da traf allerhöchster Besuch ein, der Pantschen Lama, nach dem Dalai Lama der zweitoberste religiöse Würdenträger Tibets, ebenfalls ein inkarnierter Buddha. Man hat ihn bekanntlich aus seiner Heimat verbannt, und so reist er nun herum von Fürst zu Fürst, von Stamm zu Stamm, und jeder rechnet sich den Besuch dieses gottähnlichen Menschen zur hohen Ehre an, eine Ehre, die allerdings reichlich teuer ist, denn der Panchen Lama muß mit besonderem Pomp aufgenommen werden.

Wir machten seine Bekanntschaft und waren angenehm überrascht, einen reizenden, klugen, liebenswürdigen Menschen voller Bildung und Kultur zu finden.

Ein Geschenk für Hindenburg

Mit dem Pantschen Lama unterhielten wir uns oft über alle möglichen Probleme der Welt, vor allem auch über Politik. Wir erzählten ihm von Hindenburg und er war begeistert von dieser gewaltigen historischen Persönlichkeit. „Deutschland muß glücklich sein, einen solchen Mann als Staatsoberhaupt zu besitzen!" meinte er oft. Auch er wird die Kunde von Hindenburgs Tod mit Schmerz und Wehmut vernommen haben, war er doch einer seiner größten Verehrer.

„Ich werde euch ein Geschenk für ihn mitgeben!" erklärte der Pantschen Lama. So einfach war die Geschichte nun allerdings nicht. Denn unser Fürst bewachte seinen hohen Gast eifersüchtig und achtete darauf, daß nur er die Gnade höherer Bekanntschaft mit dem lebenden Buddha genoß. Er wäre totbeleidigt gewesen, hätte er erfahren, daß wir für unseren Reichspräsidenten ein Geschenk des Pantschen Lama erhalten sollten! Wir warteten also gespannt darauf, wie die Geschichte ausgehen würde.

Inzwischen mußten wir den beiden Herren, dem Tibetaner und dem Mongolenfürsten Auskunft über ihr jeweiliges besonderes Interessengebiet geben: der Pantschen Lama interessierte sich leidenschaftlich für — Gewehre und Maschinengewehre; der Fürst dagegen für — Scheintodpistolen! Er schien ein frömmerer Buddhist zu sein als der lebende Buddha selbst und wollte niemanden von seinen Feinden umbringen, sondern träumte davon, seine Untertanen mit Scheintodrevolvern auszurüsten, sie den Räuberhorden entgegen zu führen, den Feind zu betäuben und dann gefangen zu nehmen . . . Er hatte pfundweise Prospekte über Scheintodpistolen kommen lassen und kannte kein größeres Vergnügen, als darin zu blättern.

Eines Abends kam der pockennarbige chinesische Leibarzt des Pantschen Lama, der in unseren Unterredungen mit dem Tibetaner als Dolmetsch diente, in unser Zelt und sagte: „Ich werde euch das Geschenk für Hindenburg bringen, aber ihr dürft dem Fürsten davon nichts sagen!" Wir versprachen es und der Arzt fuhr fort: „Uebrigens könnt ihr mit einem Autobus des Pantschen Lama mitfahren, der morgen eintrifft und eine Anzahl Priester zur Erholung nach Peking bringen soll!" Der Leibarzt verschwand schnell und kehrte bald zurück mit dem Geschenk des Pantschen Lama für den Reichspräsidenten: einem wunderschönen Kästchen mit einem tibetanischen Eßbesteck — Messer und zwei Stäbchen aus kostbarstem Material und in feinster Ausführung gearbeitet: aus Yade, ziseliertem Silber und Elfenbein. Dazu einen Brief mit einer Glückwunschadresse. Wir dankten herzlich und versprachen, das Geschenk weiterzuleiten, obwohl wir der Ansicht waren, Hindenburg werde kaum lernen wollen, wie man mit tibetanischen Stäbchen ißt. „Aber nicht dem Fürsten zeigen!" warnte der pockennarbige Chinese nochmals.

Der Fürst will schoffieren

In diesem Moment wird die Zelttür aufgerissen, und herein stürzt — der Fürst! Der Schreck fuhr uns in die Glieder, ich versteckte das Kästchen schnell in irgendeiner Ecke, aber der Fürst hatte es schon gesehen. „Was habt ihr denn da?" fragte er heiser. Er war sinnlos betrunken und torkelte geradenwegs auf das Kästchen zu. Ich konnte mich gerade noch davorstellen und in gleichgültigem Tone sagen: „Ach, gar nichts Besonderes." Der Fürst starrte noch eine Weile in die Ecke, während der Leibarzt sich bereits gedrückt hatte. Dann wankte unser fürstlicher Gastgeber wieder hinaus, indem er ein paar unverständliche Worte in seinen Schnauzbart brummte. Hindenburgs Eßbesteck war gerettet.

Am nächsten Morgen traf tatsächlich ein Autobus ein, besetzt mit achtzehn tibetanischen Priestern aus dem ehemaligen Hofstaat des Pantschen Lama. Jeder von ihnen hatte ein großes Bündel dabei, und in diesem befand sich sein Reisegeld — ein paar Silberpfund pro Mann. Zu diesen achtzehn Lamas, die unsere Reisegefährten werden sollten, kamen noch zwei Chinesen hinzu, Abgesandte einer buddhistischen Vereinigung aus Peking, die gekommen waren, um den Pantschen Lama zu einem großen Gottesdienst in ihrer Heimatstadt einzuladen. Auch sie wollten mit uns zurückfahren.

Wir waren reisefertig und wollten schon den Autobus besteigen — da kam der Fürst, der sich in den Kopf gesetzt hatte, selbst einmal zu schoffieren, obwohl er nicht die leiseste Ahnung davon hatte. Er schwang sich von hinten auf den Autobus und kletterte über die Köpfe der Insassen hinweg; denn das war die einzige Möglichkeit, um auf diesem Wagen zum Führersitz zu gelangen. Der Fürst ließ sich zeigen, wie man den Gang einschaltet, und schon sauste der Wagen los, fuhr auf das nächste Zelt zu und riß es beinahe um. Endlich schien der Fürst das Pedal gefunden zu haben, das den Wagen wieder zum Halten brachte. Und stolz auf seine sportliche Leistung kletterte der dicke Mongole wieder über die zwanzig Priesterköpfe zurück.

Sandsturm

Endlich fuhren wir los.. Wir hatten schon gewußt, warum wir so auf Abreise gedrängt hatten, der Sandsturm, dieser heiße Atem der mongolischen Steppe, den wir nach verschiedenen Anzeichen vorausgesehen hatten, brach mit fürchterlicher Gewalt über uns herein. Nach zwanzig Minuten Fahrt begann der Kühler zu kochen; fast jede Viertelstunde mußten wir anhalten und warten, bis das Wasser sich wieder abgekühlt hatte. In der dumpfen, stickig heißen Luft des Autobus, dessen Fenster wegen des mörderischen Sandsturms geschlossen bleiben mußte, wurde es fast allen Tibetanern schlecht. Vorsorglich hatten sie zu diesem Zweck eigene Konservenbüchsen mitgenommen, die sie ausgiebig benützten — für uns Europäer gerade keine erfreuliche Angelegenheit.

Am Abend machten wir Station; kaum wurde die Tür des Autobus aufgemacht und der erste Tibetaner stieg aus, da hatte ihn auch schon der Sandsturm ein paar Meter weit fortgeweht und zu Boden geworfen. So mußten wir uns alle die Hände reichen und uns in langer Kette die hundert Schritt zu dem Gasthaus, in dem wir uns erfrischen wollten, durch den Sandsturm kämpfen. In der Gaststube erwartete meinen Vater und mich eine neue unangenehme Ueberraschung: der ganze Raum war blau vom Dunst des süßlichen Opiumrauches. Diese Rast wurde für uns nicht zur Erholung, sondern zur Qual.

Eine verrückte Autobusfahrt

Bald fuhren wir weiter. Mongolische Hunde tauchten auf, liefen mit dem Autobus mit, kletterten auf die Sitzbretter, klammerten sich an die Gepäckstücke an, versuchten hereinzuspringen — und als dies nicht gelang, fielen sie übereinander her — bissen sich gegenseitig und begannen — was bei ihnen üblich ist — sich aufzufressen.

Inzwischen hatten wir zwei Tibetaner, die den kränksten Eindruck machten, auf den Gepäckstücken am Verdeck oben festgebunden, damit sie sich draußen ein wenig erholen sollten. Und wirklich wurde ihnen von dieser Gewaltkur recht bald besser. Der Chauffeur, ein russischer Emigrant, war außerordentlich nervös und fürchtete nichts so sehr, wie das Auftauchen von Räubern; denn auf der letzten Fahrt hatte man ihm seinen Beifahrer vom Nebensitz weggeschossen. Oft stoppte er den Wagen, drehte sich zu uns herum und rief schreckensbleich: „Räuber!" Gelegentlich stieg er auch aufs Dach des Autobus, lieh sich von meinem Vater das Fernrohr und glaubte damit irgendwo Räuber mit langen Flinten zu entdecken, die sich allerdings bald darauf als harmlose Pferdehirten mit ihren Lassostangen entpuppten.

Aber sonst war er ein unerschrockener Kerl. Mitten auf der Straße zeigte sich plötzlich ein ungeheurer Riß im Boden, der vom letzten Erdbeben herstammte. Rechts und links fielen die Hänge ziemlich steil ab. Was tat unser Chauffeur? Er fuhr mit dem Wagen ein Stück zurück, um einen richtigen Anlauf zu haben, sauste dann in irrsinnigem Tempo auf den Erdriß zu, lenkte kurz zuvor den Wagen ein Stück nach links den Hang hinauf und sauste dann wieder auf die Straße zurück. Der Wagen hatte in einem geradezu unwahrscheinlichen Winkel in der Luft gehangen, und ich verstehe heute noch nicht, wieso wir nicht umgekippt sind. Es war, alles in allem, eine recht verrückte Autobusfahrt.

(Fortsetzung in der nächsten Sonntags-Ausgabe.)

Der Gast

EINE WEIHNACHTSGESCHICHTE

Von Karl Bröger

Der Pflasterer Johannes Kalb stand vor dem Geräteschuppen, den er zu bewachen hatte. Seine Kameraden hatten die Geleise der Vorortsstraßenbahn ausgebessert und gestopft; sie waren jetzt schon zwei Stunden daheim und konnten Weihnachten feiern. Nur Johann Kalb war noch da und konnte sich den heiligen Abend und die heilige Nacht hindurch langweilen und ärgern, daß er diesen Posten auch noch freiwillig übernommen hatte. Schuld daran war eigentlich der Saubub Schorsch in Amerika. Der hatte ihm noch in seinem letzten Brief, im November, geschrieben, daß er arbeitslos sei, weil auch in Amerika im Winter keine Straßen gebaut würden. Er ginge jetzt nach Norden, unter die Holzhacker, und zu Weihnachten — Christmas heiße man das hier — bekäme der Vater bestimmt einen Brief.

Der alte Kalb hatte gewartet und gewartet, aber es war kein Brief gekommen. Am Tage vor dem Fest hatte er sich freigeben lassen und dafür die Nachtwache übernommen. Den Tag hatte er benützt, um bei der Post alle möglichen Schalter abzuklappern. Aber es war kein Brief da und der Briefträger brachte auch keinen mehr. Und an den Feiertagen gab es keine Post.

Es war Johannes Kalb eigentlich gar nicht so schwer gefallen, die Nachtwache zu übernehmen. Mit dem Weihnachtsfest im trauten Familienkreis war es doch nichts mehr, seitdem die Alte tot war und der Schorsch fort. Er hatte sich so ausgedacht, den Brief erst abends zu öffnen unter einem kleinen Tannenbaum, den er sich besorgt hatte. So hätte er die Nacht mit Schorsch verbracht, in der kleinen Hütte unter Winden und Sternen.

Damit war es nun nichts. Johannes Kalb saß an dem knackenden, heißen Oefchen und kaute an seinem Schnauzbart. Er sah seinen Schorsch verhungert und elend durch die lichtdurchblitzten Häuserschluchten Neuyorks streichen, die ihm auf den Bildern, die ihm der Schorsch geschickt hatte, immer wie eine fremde, erbarmungslose Mondlandschaft vorgekommen waren.

Er heizte das Oefchen, bis es glühte, als könnte er es dadurch seinem Sohn wärmer machen. Die Unruhe trieb ihn aus der Hütte. Draußen war eine klare, kalte Nacht ohne Schnee und Wolken. In einem hellerleuchteten Haus spielte jemand wuchtig auf einer Ziehharmonika. Auf der Straße waren überall rote Warnungslaternen verstreut, wie zwei Reihen von blutig leuchtenden Lichttropfen die sich irgendwo in der Ferne verloren. Hie und da kamen noch Fußgänger vorüber, mit dem schnellen, sicheren Schritt von Menschen, die einem ersehnten Ziele zueilen.

Nur ein junger Bursche war da, der schien kein solches Ziel zu haben. Er schlenderte zwischen den Steinhaufen herum und blieb schließlich vor einem Pechofen stehen, in dem noch etwas Glut war und wärmte sich die Hände. Johannes Kalb rief ihn an. Der Bursche murmelte irgendetwas, streckte die Hände noch einmal über das Feuer und wollte dann, als er den Wächter kommen sah, weitergehen. Johannes fragte ihn freundlich nach woher und wohin. Der andere erzählte ihm eine verworrene Geschichte; er wäre auf der Wanderschaft und hätte hier in dieser Stadt einen Onkel, dessen Adresse er aber verloren hätte.

Johannes kratzte sich den Schnauz, lächelte und fragte plötzlich, ob denn die jungen Leute heutzutage noch immer keine neue Tour erfunden hätten, das Asylgeld zusammenzubringen. Die Geschichte wäre schon in seinen Wanderjahren erzählt und nie geglaubt worden. Dabei machte Johannes einen Krakel in die Luft und zwinkerte dem stotternden und errötenden Unglückswurm pfiffig zu. Dann lud er ihn ein, sich in seiner Hütte einmal gründlich aufzuwärmen; das Weitere würde sich schon finden.

In der Hütte war es behaglich warm. Johannes nahm dem Jungen den schmächtigen Rucksack ab und schob ihm eine Kiste vor den Ofen. Der dankte, setzte sich hin, mit gesenktem Kopf und hielt die Hände ans Feuer. Er sah ordentlich verfroren aus und saugte die Wärme geradezu in sich hinein.

Johannes mußte an seinen Schorsch denken und seufzte schwer. Er fragte den Jungen, was er gelernt hätte, Pflasterer vielleicht? Nein, er wäre Mechaniker. Auch ein schöner Beruf, stellte Johannes fest, dann schwiegen sie wieder.

Kein so unübler Bursche, stellte Johannes bei sich fest. Freilich nicht so groß wie der Schorsch. Der hatte die Statur von ihm geerbt, und die Kalbs waren alle groß gewesen, mit Scheunentürschultern und einer sagenhaften Handschuhnummer. Der Schorsch war blond; der andere hatte dagegen einen seltsamen starren, braunroten Lockenkopf. Aber sonst waren sie eigentlich gar nicht so sehr verschieden, der Schorsch und der andere.

Johannes sah den Fremden wieder an. Er hatte die Arme halb ausgebreitet, als wollte er den Ofen umarmen. Johannes wußte schon, was das hieß; der andere wollte sagen: Hier ist es warm, hier ist es trocken, hier möcht' ich bleiben.

Plötzlich kam wieder das komische Gefühl über Johannes, wie damals, als sie den Schorsch brachten, dem ein abspringender Hebel ein Loch in den Kopf geschlagen hatte.

Er sprang auf und schlug den Burschen leicht auf die Schulter, daß die Kiste krachte:

„Kannst heut nacht dableiben."

Und ohne sich weiter um Dank oder Antwort zu kümmern, griff er den Topf mit dem Weihnachtsessen vom Ofen: Sauerkraut und drei Paar Bratwürste, nicht zuviel für einen Mann, der hundertachtzig Pfund wiegt und mit Pflastersteinen jonglieren könnte. Er teilte die Bratwürste, schnitt den Kanten Brot auseinander, den er dabeihatte und drückte dem erstaunten Burschen sein Teil in die Hand. Ohne den anderen lange zu fragen, ob er Hunger hätte, hieß er ihm sein Taschenmesser ziehen und sich mit Kraut versorgen. Sie aßen beide schweigsam und hingegeben, wie die Leute es tun, die das Essen schwer verdienen.

Dann setzten sie sich, angenehm durchwärmt, um den Ofen. Es war ganz still in der Hütte, nur aus der Ecke, in der die Werkzeuge lagen, kam manchmal ein angenehm schläfriger, metallischer Laut, als lege sich da etwas bequemer zum Schlafen hin. Das vergessene Weihnachtsbäumchen in der Ecke duftete festlich. Johannes drückte dem anderen, der schon halb eingeschlafen war, einen Taler in die Hand und hieß ihn in der nahen Wirtschaft ein Fläschchen Schnaps und zwei Schachteln Zigaretten holen, aber gute, zu fünf! Dann holte er das Bäumchen aus der Ecke und stellte es auf.

Als der Junge zurückkam, zog schon ein feiner Duft nach Wachs und erhitzten Tannennadeln durch die Hütte. Der Weihnachtsbaum war zwar nicht geschmückt und nur vier kleine Lichter steckten in den Zweigen, aber er war doch da, und die beiden freuten sich sehr darüber.

Bald mischten sich neue Gerüche in die weihnachtliche Atmosphäre: Zigarettenrauch und der Duft eines kräftigen Grogs, den Johannes aus dem Schnaps gebraut hatte. Der Fremde hatte Zucker aus dem Rucksack beigesteuert, und er besaß auch einen Becher. Sie stießen beide an und wünschten sich gute Weihnachten. Aus dem Nachbarhaus kamen die langgezogenen Töne der Harmonika, die mächtig und klangvoll „O du fröhliche, o du selige Weihnachtszeit" spielte. Johannes brummte im knarrenden Baß mit. Der Junge betrachtete den Weihnachtsbaum mit schläfrig erstauntem, zärtlichen Blick.

Langsam leerten sich die Becher. Der Fremde wurde immer schläfriger, er konnte die Augen kaum noch offen halten. Johannes dagegen kam in eine Stimmung, daß ihm die Hütte zu eng war. Er trat hinaus in die Nacht und prostete seinem Schorsch zu, im fernen Amerika, daß es ihm gut ginge.

Als er wieder in die Hütte zurückkam, war der andere wirklich eingeschlafen. Nun mußte ein Bett her. Johannes stürzte einen der großen Frühstückstische um und fütterte ihn gut mit alten Säcken aus. Dann packte er den Schlaftrunkenen in eine große Plandecke und kaum lag der Junge, als er auch schon fest schlief. Er sah in den Decken und mit seinem von Wärme, Essen und Trinken geröteten Gesicht aus, wie ein Kind nach der Weihnachtsbescherung.

Am Weihnachtsbaum brannte nur noch eine schwache, flackernde Kerze. Johannes setzte sich vor den Baum und dachte an Schorsch. Die letzte Kerze erlosch. Johannes nahm die Laterne und sah noch einmal nach dem Fremden. Eine der schweren Falten der Plandecke hatte sich geöffnet, und der schlafende Bursche versuchte sie wieder zu schließen, mit unbeholfenen, kleinen Bewegungen wie ein Kind. Johannes zog ihm die Decke zurecht, und dann ging er hinaus aus der dunklen, noch immer weihnachtlich duftenden Hütte.

Alle Lichter in den Häusern waren erloschen. Nur die Sterne waren noch da und der Mond und die rotleuchtende Reihe der Warnungslichter, die sich irgendwo in der Ferne mit den Sternen zu treffen schien. Nichts war zu hören, als der eisige Wind, der um Drähte und Ecken heulte und pfiff. Niemand war zu sehen, nur Johannes Kalb war da und wachte wie einst die Könige und Hirten vor Bethlehem.

Der Vogel aus dem Weihnachtswald

Von Friedrich Schnack

Immer tiefer wurde der Winter, immer mehr Schnee schüttete der Himmel herunter, immer höher schwoll die weiße Woge, darunter das Waldgebirge schlief.

Heute war Weihnachten, der Nachmittag des Heiligen Abends. Setzte das Schneetreiben nicht aus, würde niemand aus dem hochgelegenen Waldwirtshaus „Zum hölzernen Schimmel" an den Feiertagen in das Dorf hinunter-, kein Bein heraufsteigen können in diese gottsjämmerliche Verlassenheit. Man konnte wirklich meinen, der Winter treibe mit den Leuten auf der Höhe Schindluder, mit den Bewohnern des abgelegenen Wirtshauses, dem Wirt Huber, seiner Frau und der Tochter Josepha, die zwanzig Jahre war und zu schade für eine so einsame Gegend.

Im Gastzimmer befanden sich keine Gäste. Wer sollte auch kommen, bei solchem Wind und Wetter! Am Fuß des höchsten Waldberges lag die Herberge, im Sommer gern von Wanderern und Fremden aufgesucht — im Winter aber ließ sich kein Rucksack sehen. Auch die Fuhrleute, die Holzfäller, Waldarbeiter und Jäger blieben aus, ihr Pfeifenrauch war längst verzogen; der letzte Hausierer hatte schon vor Wochen die Tür hinter sich zugeschlagen. Der Wirt, ein kräftiger, rotbärtiger Waldmensch, hatte sich in eine der leeren Bänke hineingerätselt, um zu schlafen. Seine ungebrauchten Gläser hingen umgestürzt an ihren Zapfen. Frau und Tochter saßen in der Bank vor dem Schanktisch, mit Hand- und Näharbeiten beschäftigt. Ihre Gesichter spiegelten Schneelicht und heimliche Verdrossenheit.

Das Mädchen war hübsch, schlank und waldgesund. In den dunklen Augen schimmerten Winterträumerei und Betrübnis. Möge es doch immerzu schneien! wünschte Josepha.

Sie sollte am zweiten Feiertag einem der Mutter genehmen Burschen aus dem Talgrund das Jawort geben. Josepha sträubte sich. Nun meinte die Mutter, ihre Tochter habe bereits einen Burschen. In Wirklichkeit aber hatte sich das Mädchen noch nicht gebunden. Nur ungewisse Wünsche hegte Josepha im Herzen. Sie wünschte sich nämlich einen andern zum Mann als jenen kleinen, stiernackigen Kerl, der ihrer Mutter gefiel. Lieber hätte Josepha einen Mann geheiratet, der großgewachsen und hübsch wie der Förster war. Doch der Förster war schon verheiratet.

Nun hatte sich also zum zweiten Feiertag der Werber angesagt. Es war ein schwerer Weg herauf. Wenn es bloß aufhörte! wünschte die Mutter. Schnee! Schnee! Bis zum Dach Schnee! — wollte Josepha haben. Es sah fast so aus, als ob ihr Wunsch erfüllt werde. Der Schnee fiel und schwoll. Doch am Abend, als die Dunkelheit sank, begann das Schneien nachzulassen, der Himmel wurde spiegelklar. Der Vater öffnete die Haustür und räumte den Schnee von der Treppe. In der Stube wurde Licht angezündet. Enttäuscht sann Josepha: nun würde der Freier am zweiten Feiertag kommen, Sie fürchtete, dem Drängen der Eltern nachzugeben. Es war ja auch besser, daß sie aus dem Haus käme, die Wirtschaft ging schlecht. Für zwei langte es, für drei reichte der Verdienst nur knapp.

Der Vater brachte aus dem Schuppen die kleine Weihnachtstanne. Er stellte sie auf den Tisch und begann sie zu schmücken. Dem Schrank, worin er Zigarren und Tabak aufbewahrte, entnahm er eine Schachtel mit bunten Glaskugeln, Kerzenhaltern und Lichten. In seinen klobigen Händen, die Beil und Säge zu führen verstanden, hielt er die feinen, zerbrechlichen Dinge, während Josepha ein weißes Tischtuch über die Platte breitete und drei Teller darauffetzte. Gesprochen wurde nicht. Der Vater war in sein Tun vertieft, und das Mädchen hatte seine Gedanken. Als am Abend das Bäumchen angezündet war, fromm und feierlich leuchtete, lagen auf den Tellern Nüsse, Aepfel, kleine Kuchen, daneben für den Vater eine gestrickte Weste, Fäustlinge und Socken von Schafwolle, für die Mutter Kleiderstoff und ein gehäkeltes Tuch, für Josepha eine bunte Schürze und ein paar Wäschestücke, auch ein Stück Seife.

Aber ehe die kleine Familie noch die Geschenke recht betrachtet und gewürdigt, auch jeder dem andern gedankt hatte, hörten sie jemand draußen vor der Tür poltern, stampfen, Schibretter und Stöcke gegen die Holzwand stellen, und während sie verwundert nach dem unerwarteten Geräusch hinhorchten, tat die Tür sich auf, ein großgewachsener Mann von vielleicht 30 Jahren stampfte in die Stube, freundlich guten Abend wünschend.

Die Leute vom „hölzernen Schimmel" legten die Sachen auf den Tisch, die Frau glitt hinter die Schänke, Josepha hielt sich beim Bäumchen, wobei sie auf das schöngeschnittene, von Winterkälte nachglühende Gesicht des Mannes blickte. Der forderte ein heißes Getränk, Tee, Grog oder was es gerade gäbe.

„Wohin unterwegs?" fragte Huber.

„Dorthin!" antwortete der Schifahrer, und seine Hand glitt durch die Luft.

Der Wirt und die Frau begaben sich in die Küche, das Getränk zu bereiten. Josepha war zerstreut und linkisch. Ein so später Gast! Am Weihnachtsabend... Sonderbar daß sein Gesicht sie an den Gesichtsschnitt des Försters erinnerte! Sie spähte über eine flackernde Kerze nach dem Gast. Aber ertappt senkte sie den Blick. Der Mann hatte sie angesehen. Heiß und stählern waren seine Augenfunken in sie gedrungen.

Er hoffe, sagte der Mann, nicht gestört zu haben.

Er befinde sich ja in einem Wirtshaus, antwortete Josepha. Der Fremde kramte aus seiner Seitentasche mit auffallender Vorsicht ein zusammengeknäueltes Halstuch, das er behutsam aufmachte. Nun hielt er ein in Zeitungspapier eingewickeltes Ding in der Hand. Ob sie die Tochter vom Haus wäre? fragte er, und als Josepha bejahte, meinte er, er hätte es nicht vermutet — ein so hübsches Mädchen in dieser Wildnis. Dabei raschelte er mit seinem Papier, von dem er aber keinen Blick verwandte. Er hatte nun etwas ausgewickelt und zwischen die beiden Handmuscheln getan. Nun preßte er sie an den Mund und hauchte in die Höhlung. Aufmerksam beobachtete das Mädchen sein Tun. Die Hände, das stille, erwartungsvolle Gesicht des Mannes übten auf sie eine merkwürdige Anziehungskraft. Jetzt huschte über sein Gesicht ein zufriedenes, fast rührendes Lächeln.

„Die arme Seele lebt!" rief er aus, „schaun Sie nur mal her!"

Sie näherte sich, er öffnete ein wenig seine Hände, Josepha neigte sich neugierig darüber, lächelte, blickte dem Mann ins Gesicht: „Ein Kreuzschnabel!" sagte sie überrascht und kostete mit ihrem Blick von dem warmen Licht der Mannesaugen.

Er nickte: „Vom Baum ist er gefallen, als ich darunter hinglitt", erzählte er und hauchte wieder. „Mitten aus einer ganzen Schar ist er gestürzt", setzte er hinzu. „Ganz weihnachtlich sah die beschneite Fichte aus, auf jedem Zweig ein Kreuzschnabel; grün, weiß, rot. Dem da aber war das Blut erstarrt..." Der Vogel regte sich, die blasse, totenhafte Nickhaut ging langsam zurück, der Schnabel wurde ein wenig aufgesperrt. Die Beinchen zitterten, zuckten. Der Skifahrer hauchte.

„Seinetwegen bin ich hier eingekehrt, bei Ihnen, wo es warm ist... Er lächelte dem Mädchen zu, und Josepha erwiderte das sie tief anrührende Lächeln.

„Es wär' mir ein liebes Weihnachtsgeschenk", meinte der Mann, „wenn ich ihn durchbrächte!"

„Wir haben einen alten Käfig", sagte Josepha, „ich will ihn holen." Sie ging.

„Der Weihnachtsvogel!" meinte die herantretende Frau. „Das bedeutet Glück!"

Der Wirt lachte. „Wissen Sie, warum die Kreuzschnäbel gern im Winter brüten?" Der Gast wußte es nicht. „Weil da die Fichtensamen am besten schmecken."

Das Mädchen erschien wieder mit dem kleinen Drahtkäfig. „Danke", sagte der Gast und suchte den Blick des Mädchens. Die Trinkschale hatte sie mit warmem Wasser gefüllt. Der Vogel hob leise den Flügel und kuschelte sich auf der Hand des Vogelfreundes. Josephas Blick ruhte auf der Manneshand. Sie sah die Linien darin gezogen, tief und von gesunder Lebensfarbe. Es war wohl eine warme, gute Hand. Sie trug weder einen Verlobungs- noch einen Ehering... Jetzt ließ der Kreuzschnabel einen feinen Lockton hören, stand auf, schüttelte sein Gefieder.

Josepha öffnete die federnde Käfigtür und hielt sie offen und spürte die Berührung der Hand des Mannes, der den Vogel vorsichtig in den Bauer schob. Er ließ sich gern etwas Zeit, indes Josepha ihr Gesicht glühen fühlte, das sie scheu in den Schatten ihres Vaters schob, der breit neben ihr stand. Nun zog sie die Hand zurück, die andere schlüpfte heraus, der Kreuzschnabel hüpfte auf das Stängchen, und die Tür klappte zu. Es war ein zärtliches, süßes Abendspiel. Die Gegenwart des Mannes und das Erlebnis mit dem Weihnachtsvogel hatten das Mädchen von trüben Gedanken abgebracht. Sie fühlte sich aufgeweckt, so wie die Lebenskraft des Kreuzschnabels von dem Atem des Mannes aufgetaut worden war. Je öfter sie mit dem Gast Blicke wechselte, um so heiterer und erregter wurde ihr zumute. Sie hatte sich in den Schatten gesetzt, nahe beim Bäumchen, während die Eltern plaudernd in der Nähe des Gastes saßen. Der hatte seine anfängliche Wortkargheit abgelegt, wie wenn auch er aufgetaut wäre. Hatte der Kreuzschnabel die Veränderung verursacht, die wiedergeborene Seele, der Weihnachtsvogel? Aber da verstummte das Gespräch.

Ein feines, traumhaftes Singen ließ sich vernehmen, als musiziere ein heimlicher Weihnachtsgeist. Alle blickten auf den Sänger, der, dem Tod entronnen, das Leben begrüßte. Der Gast sandte dem Mädchen einen zärtlichen Blick.

Als der Kreuzschnabel verstummte, sagte der Gast, er müsse nun aufbrechen, und zahlte. Den Vogel wolle er ihnen in Verwahrung geben. Er bitte das Fräulein, ihn in Pflege zu nehmen — oder auch freizulassen, wenn er sich wieder ganz erholt habe. Dann hängte er seinen Rucksack über und verabschiedete sich. Josepha leuchtete ihm vor die Tür, wo er seine Skibretter an den Schuhen befestigte. Der Himmel sternenüberfüllt, und der Wald funkelte bis in alle Gründe.

„Wohin fahren Sie?" fragte Josepha.

„Zu meinem Bruder, dem Förster ..." Und er nannte Namen und Ort. Das war es, der Förster, der große schlanke Mann, der manchmal im „Hölzernen Schimmel" einkehrte ... „Am zweiten Feiertag komme ich zurück„ sagte er. „Vielleicht sehe ich Sie wieder!" Er drückte ihr die Hand. Josepha neigte sich ihm entgegen. Er umschlang sie, küßte sie und ließ sie rasch wieder los. Dann glitt er dunkel an den Fichten hin. Sie blickte ihm mit heißen Augen nach. Er verschwand.

Die silberne Nacht nahm ihn auf, die große Stille zwischen Himmel und Erde.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badisches Schach

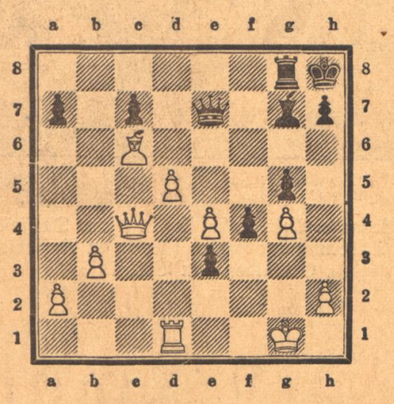
Folge 51 — 24. Dezember 1934

Aus dem Turnier des Karlsruher Schachklubs
Russisch

Weiß: Landsmann	Schwarz: Eisinger sen.
1. e2—e4 e7—e5	21. Te1—f1[7]) Lg5—f6
2. Sg1—f3 Sg8—f6	22. d4—d5 c6:d5
3. d2—d4 d7—d5	23. c4:d5 Lf6—e5
4. Lc1—g5[1]) d5:c4[2])	24. g2—g3 g6—g5
5. Sf3:e5 Lf8—e7	25. g3—g4 Kg8—h8
6. Lf1—c4?[3]) 0—0	26. Lb3—c4 Ta8—b8
7. 0—0 Sb8—c6	27. b2—b3 Tb8—b6
8. Se5:c6 b7:c6	28. Lc4—b5 Te8—g8
9. Lg5:f6 Le7:f6	29. Lb5—c6 Tb6—b4
10. c2—c3 Lc8—f5	30. Se4—c5 Tb4—d4
11. Sb1—d2 Tf8—e8	31. Sc5—d7 Le5—g7
12. Tf1—e1 Lf6—g5	32. Td1:d4 Lg7:d4
13. Sd2—f1 Lf5—e6?[4])	33. Tf1—d1 Ld4—g7
14. Lc4—b3? f7—f5![5])	34. Sd7—c5 Dd8—e7
15. Sf1—g3 g7—g6	35. Sc5—e4 Lf7—g6![8])
16. Dd1—e2? Le6—d5	36. De2—c4 Lg6:e4
17. c3—c4 Ld5—f7	37. f3:e4 f4—f3!
18. Ta1—d1 e4—e3![6])	38. Dc4—d3 e3—e2!
19. f2—f3 f5—f4	39. Td1—c1 De7—c5+![9]
20. Sg3—e4 Lg5—h4	Aufgegeben

Stellung nach dem 37. Zug von Weiß

Eisinger



Landsmann

Anmerkungen:

[1]) Ungewöhnlich; üblich ist hier 4. Se5:, Se4: 5. Lb3 mit gutem Spiel für Weiß.

[2]) Sein oder Nichtsein ist hier die Frage; der d-Bauer wird zum e-Bauern und tritt einen fürchterlichen Vormarsch an, da es der Weiße an der nötigen Initiative fehlen läßt.

[3]) Ein Zug der Schablone! Richtig war es hier mit Sc3 ein Druckspiel auf den isolierten e-Bauern einzuleiten, z. B.: 6. Sc3, Lf5 7. f3! oder 6. . ., Sc6! 7. Lb5!!; bei diesem Abspiel sieht man deutlich, daß man im 6. Zug den weißen Königsläufer noch nicht einsetzen durfte, sondern sich seine Verwendung vorbehalten mußte. Der von Em. Lasker geprägte Satz: „Zuerst die Springer und dann erst die Läufer entwickeln" behält auch hier seine Richtigkeit. Natürlich ist auch diese Regel nicht ohne Ausnahme.

[4]) Gibt dem Weißen die Gelegenheit zu der günstigen Abwicklung: 14. Le6:, Te6: 15. Dg4!, allerdings macht Landsmann, der diese Partie merkwürdig lustlos spielt, davon keinen Gebrauch und kommt nach dem zu neutralen Textzug 14. Lb3 immer mehr und mehr in Nachteil.

[5]) Bildung der Bauernwalze.

[6]) Die Bauernwalze setzt sich in Bewegung.

[7]) Hier mußte g2—g3 gewagt werden, trotz des drohenden Qualitätsopfers auf e4.

[8]) Jetzt setzt die entscheidende Schlußphase ein, die einzig gutstehende Figur von Weiß, der Se4, wird beseitigt.

[9]) Der krönende Schluß! Die Dame darf nicht genommen werden, da sonst Matt in drei Zügen erfolgt. Der berühmte Eisingerbauer hat sich wiedereinmal durchgesetzt.

Aus dem Wettkampf Durlach — Schachklub „Rössel"
Italienisch

Weiß: H. Soinegg	Schwarz: J. Münsch
1. e2—e4 e7—e5	2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—c4 Lf8—c5	4. c2—c3 Sg8—f6
5. d2—d4 e5:d4	6. c3:d4 Lc5—b4+
7. Sb1—c3 d7—d5?[1])	8. e4:d5 Sf6:d5
9. 0—0! Lb4:c3[2])	10. b2:c3 0—0
11. Dd1—c2 Sc6—c7[3])	12. Lc1—a3! Tf8—e8
13. Tf1—e1 c7—c6	14. Dd1—b3 Lc8—e6
15. Db3:b7 Ta8—b8[4])	16. Db7:a7 Tb8—a8
17. Da7—c5 Se7—f5[5])	18. La3—b4! Dd8—f6
19. Te1—e5![6]) Sf5—h4	20. Sf3:h4 Df6:h4
21. Ta1—e1 Dh4—g4	22. Lc4:d5! c6:d5
23. Dc5:d5! h7—h6	
24. Dd5—e4![7]) und gewann nach wenigen Zügen.	

Anmerkungen:

[1]) Nach diesem selten gespielten Zug erlangt Weiß starken Angriff, ohne materielle Einbuße zu erleiden.

[2]) Nach Le6 kommt Weiß mit 10. Lg5! in Vorteil.

[3]) Schwarz hat jetzt schon keine befriedigende Züge mehr; nach dem Textzug geht forciert ein Bauer verloren.

[4]) Was tun? Nach 15. . . ., Db6 kommt einfach Ta1—b1!.

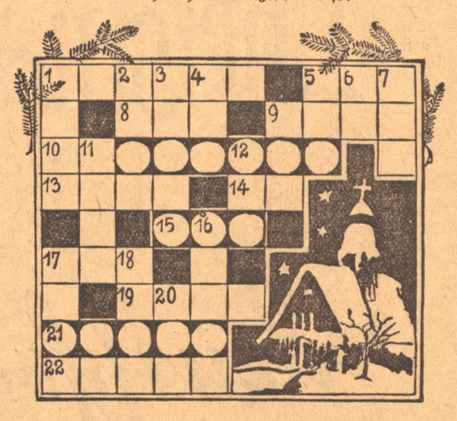
[5]) Noch eine kleine Falle. Es droht jetzt Ta5.

[6]) Weiß kommt jetzt einfach durch Besetzung der wichtigen e-Linie in entscheidenden Vorteil.

[7]) Roh, herzlos und gemein! Nach dem jetzt erzwungenen Damentausch ist der Gewinn ganz einfach.

Rätselecke

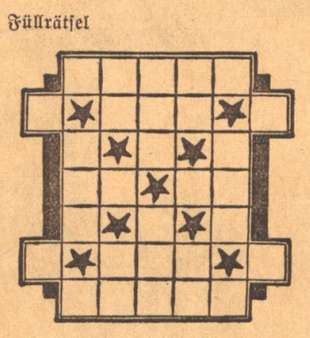
Weihnachts-Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1 einer der drei Weisen aus dem Morgenlande, 5 Form des Wassers, 8 schmackhafter Fisch, 9 Vorfahr, 10 weiblicher Vorname, 13 bekannter französischer Romanschriftsteller, 14 französischer Artikel, 15 Verhältniswort, 17 Sohn Noahs, 19 Gesangstück, 21 was man mit der Antenne tut, 22 nützliches Insekt. — **Senkrecht:** 1 Teil des Schiffes und Stadt in Schleswig-Holstein, 2 Bestandteil von Früchten, 3 sozial rechtloser Mensch in Indien, 4 männlicher türkischer Vorname, 5 heiliger Bund, 6 Verhältniswort, 7 Gewässer, 11 weiblicher Vorname, 12 Zahlwort, 16 Stadt in Italien, 17 Küchengerät, 18 niedre Tierform, 20 nordische Hirschart. Die auf die Kreise entfallenden Buchstaben ergeben einen Satz aus der Weihnachtsgeschichte.

Füllrätsel

1. Baumgang,
2. Kontinent,
3. Schmuckstück,
4. Längenmaß,
5. Singvogel,
6. Gebißstange bei Pferden,
7. beliebte Rätselart,



In die Felder obiger Figur sind einzelne Buchstaben derart einzutragen, daß die waagerechte Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden und die beiden durch Sterne bezeichneten Querreihen einen sehr häufigen Familiennamen und allgemeine Witterungsverhältnisse bezeichnen.

Der Kinder Freude

Aus folgenden 43 Silben:

arm — auf — bau — band — de — der — dert — do — don — e — ein — ein — eins — eng — heim — heim — her — hun — in — jas — kai — kin — la — land — lei — lek — lon — mal — mist — nik — nom — o pis — ra — ram — re — reich — sel — ses — sie — tech — tro — wei sind 17 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: Schmuckstück, europäische Hauptstadt, herrschaftlicher Diener, moderne Wissenschaft, Quarzstein, Parole der deutschen Wirtschaft, Zahlwort, altägyptischer König, einsame Behausung, Gewässer, geographische Bezeichnung, Bestandteil des Rechenunterrichts, weiblicher Vorname, europäischer Staat, Aufschneider, soziales Institut, Verwalter. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang den Anfang eines bekannten deutschen Weihnachtsliedes.

Kapselrätsel

Es ist ein Weihnachtsspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in nachstehenden Wörtern, ohne Rücksicht auf deren Silbenteilung.
Möwennest — Flieder — Arbeit — Erwählter — Indien — Gasthaus — Gebet — Geist — Rauchfang — Dieb — Kleinodien — Edelstein — Heiliger — Universum — Klärtrog.

Auflösungen

Silbenrätsel: 1. Destillation, 2. Auswanderung, 3. Sardelle, 4. Globus, 5. Epistel, 6. Moltke, 7. Ukelei, 8. Elberfeld, 9. Tribüne, 10. Bariton, 11. Leonidas, 12. Eislauf, 13. Ithaka, 14. Broschüre, 15. Telegraph, 16. Jenissei, 17. Untersberg, 18. Nabob, 19. Geplänkel, 20. Spirale, 21. Okuli, 22. Lausbub, 23. Attentat.

„Das Gemüt bleibt jung, solang es leidensfähig bleibt. (Ebner-Eschenbach)."

Unser Anschwärzspiel:

Er selbst die Menschen fing!

Kreuzworträtsel: a) 1 Motette, 7 Tiara, 9 Rate, 11 Unke, 13 Amor, 14 Gnom, 15 Iran, 18 Nest, 20 Cape, 21 Aloe, 22 Irene, 23 Isolani; — b) 2 Otto, 3 Tier, 4 Trug, 5 Tann, 6 Kranich, 8 Demeter, 10 Ambra, 12 Korso, 16 Apis, 17 Nero, 18 Nana, 19 Elen.

Bilderrätsel: Damenzweirad.

Skataufgabe.

V spielte Großspiel aus der Hand.
V. a B, a A, 10, K; b A; c A, 10; d A, 10, K.
M. a D, 9, 8, 7; c K, 9, 8, 7; d D, 7.
H. b c d B, b 10, K, D, 9, 8, 7; d 8.

Skat: c D, d 9.

1. V. a B, a 7, d B (4); 2. V. a A, a 8, c B
3. H. b 7, b A, c 7 (11); 4. V. d A, d 7, d 8 (11)

Was jetzt kommt, sticht H mit b E und nimmt alle Stiche auf seine b-Flöte. Der Spieler hat mit dem Skat nur 29 erreicht, ist also im Schneider geblieben. Das Spiel kostet: mit Einem, Spiel 2, Hand 3, Schneider 4, mal 20 gleich 80.

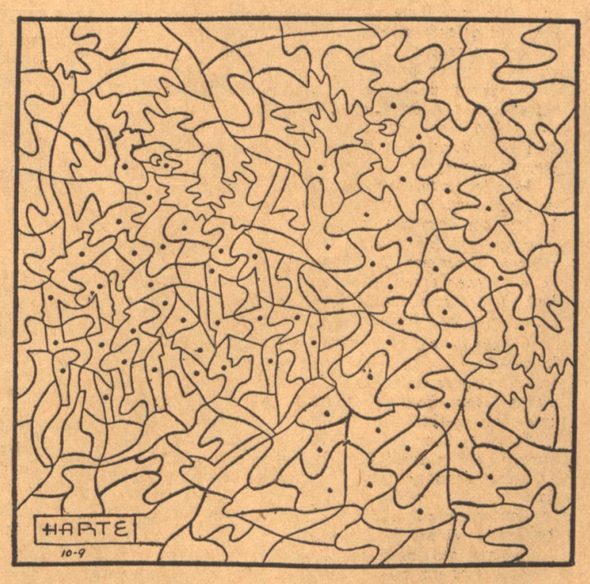
Füllrätsel

V	E	A	L	A	S	Z	H	A	B
A	D	V	E	N	T	W	O	CH	E
S	G	I	N	T	A	E	S	S	I
E	A	S	A	O	L	I	E	E	L
	R	O		N	L		A	L	

Unser neues Anschwärzspiel

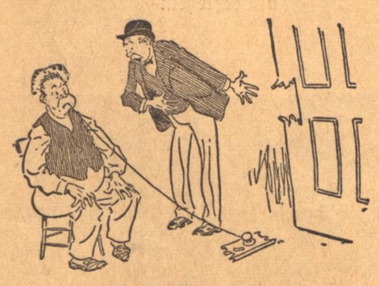
Frau Dicklich kam in ein Hotel
Der Portier winkte flugs dem Boy
und der war schlau und brachte schnell
. . . . . für den Gast herbei!

Nun was brachte der schlaue Boy wohl? Wenn Sie an den Feiertagen Zeit haben und die mit Punkten versehenen Zwischenräume anschwärzen, dann werden Sie es sehen!



Humor im Bild

Er sitzt fest



Hausherr (zu dem Mieter, der sich selbst einen Zahn ziehen wollte):

„Wie kommen Sie denn dazu, die Tür zu ruinieren!"

(Everybodys.)

*

Huch nein!

„Kuckuck! Männi! Du hast dich aber gut versteckt! Ich find dich aber doch!"

Das stimmt

„Ja — und dann, liebwertester Herr, wird Sie in Kürze ein schwerer Schlag treffen."

*

Trotzdem

„Würden Sie auf eine Weile mein Auto bewachen?"

„Bitte, ich bin Bürgermeister dieses Ortes!"

„Trotzdem — ich vertraue Ihnen!"

(Buen Humor.)

*

Lächerlich

Bräutigam: „Dein Vetter ist ein Geck, Liebling. Ich muß immer über seinen Schnurrbart lachen!"

Braut: „Ich auch. Er kitzelt so!"

*

Die arme Tante

„Hat man dir niemals einen Heiratsantrag gemacht, Tante?"

„Doch, einmal — telephonisch. Und der Herr war falsch verbunden!"

(Pasquina, Turin.)

Was mancher nicht weiß

Der elektrische Stuhl zur Hinrichtung von Verbrechern ist in Amerika seit dem Jahre 1890 in Gebrauch.

Die ersten Gold- und Silbermünzen wurden um 600 vor Christi in Kleinasien hergestellt.

Die „saure Gurke" ist eine Erfindung der alten Slawen des 8. Jahrhunderts.

Jeder fünfzehnte Deutsche ist ein Berliner.

Bei einigen Völkerstämmen Borneos dürfen die Namen von Verstorbenen nie wieder ausgesprochen werden. Die Eingeborenen befürchten, die Toten könnten sonst wiederkommen.

Die erste Tulpe in Deutschland blühte im Jahre 1550 in einem Augsburger Patriziergarten.

In Gräbern der Steinzeit wurden Erbsen gefunden.

Das vom Nil, dem zweitgrößten Strom der Erde, bewässerte Land ist fast so groß wie zwei Drittel Europas.

Die dreißig Silberlinge, die Judas Ischarioth für seinen Verrat an Jesus erhielt, besaßen nach unserem Gelde einen Wert von ungefähr 100 Mark.

Die größte Stadt der Erde ist London mit über 8 Millionen Einwohnern, die zweitgrößte Stadt ist Neuyork mit 7 Millionen Einwohnern.

Der Kondor behält seine Jungen ein volles Jahr im Nest, denn erst nach dieser Zeit können die Kondore fliegen.

Die erste Realschule in Deutschland wurde im Jahre 1747 in Berlin errichtet.

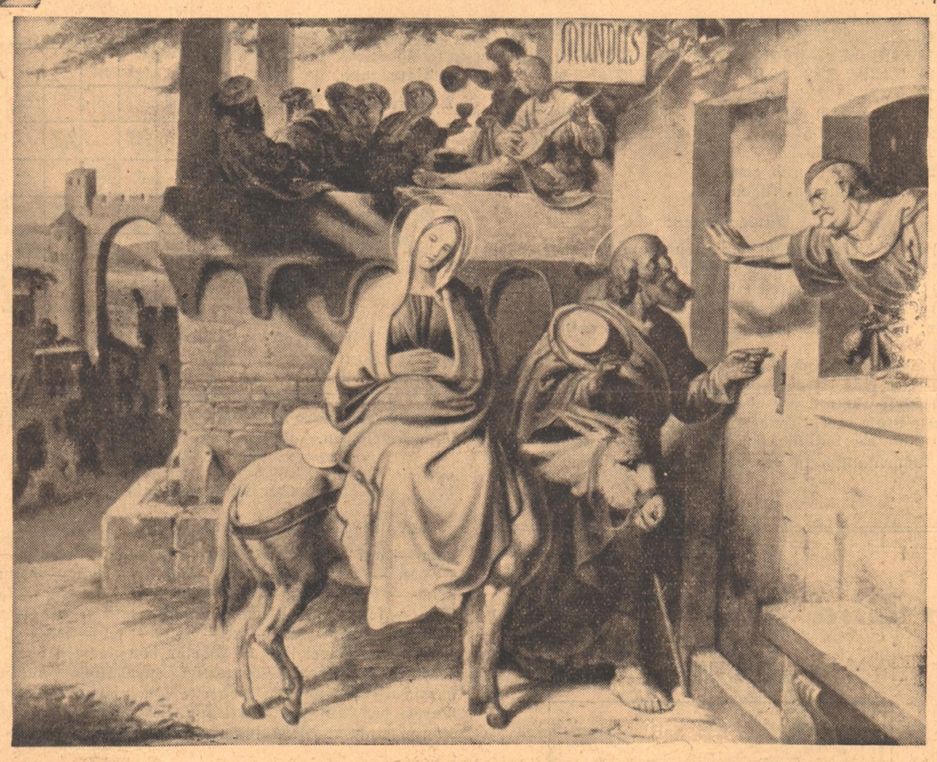
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Das Christnachtwunder in der deutschen Malerei

Maria, Josef und das Jesuskind, ein Ausschnitt aus dem Grabower Altar, einer Schöpfung von Meister Bertram um 1400

Karl Begas d. Aelt. nahm sich in seiner Darstellung der Anbetung der Hirten (1826) an Raffaels Gemälden sein Vorbild

Wie Maria und Josef eine Herberge suchen, zeigt in der Zeit der romantischen Malerei (1838) der Maler Josef Führich



Hans von Kulmbach (1476—1522) hat das Motiv der Anbetung in seine fränkische Heimatslandschaft gerückt

Im Rahmen der niederdeutschen Landschaft zeigt Meister Francke (1424) die hl. drei Könige im Stall zu Bethlehem

Was sich vor neunzehnhundertvierunddreißig Jahren nach christlicher Ueberlieferung in der stillen heiligen Nacht im Stall zu Bethlehem abgespielt haben soll, befruchtete die Künstler aller Kulturzeitalter. Nicht nur in Musik und Dichtung klingt der Chor der himmlischen Heerscharen über Palästinas Land weiter, auch unter den schaffenden Händen der Maler und Bildhauer lebt die Weihnachtsstunde immer wieder auf, in der Maria ihren geheiligten Sohn geboren.

In den Bildwiedergaben, die wir hier zeigen, spiegelt sich ein Stück deutscher Kunst vom Meister Bertram des 15. Jahrhunderts bis zu Böcklin und dem älteren Begas. Von dem germanischen Künstler als Bildner des Christnachtmotivs sagt einer unserer Kunsthistoriker, Wilhelm Böck, daß er „vom Leben ausgeht in seiner tendenziösen Vielfältigkeit und auch in dem Bescheidensten das Göttliche aufzuspüren sucht. In seinen Augen geschieht der Erhabenheit der Weihnacht kein Unrecht, wenn der äußere Rahmen der Ereignisse so schlicht wie möglich ist, wenn nur im Herzen die Quelle der ewigen Liebe aufgebrochen ist. Er nimmt mehr mit der Seele als mit dem Geist am Erlösungswunder teil und bringt nicht nur seine Begabung und sein edles Streben, sondern auch sich selbst an der Krippe im Stall zu Bethlehem dar."

Charakteristisch in diesen Bildern ist darum auch das deutsche Milieu, in dem in den meisten Fällen der Stall von Bethlehem steht. Nicht unter dem Nachthimmel des gelobten Landes begibt sich das Wunder, sondern inmitten der Schneefelder des germanischen Nordens, zwischen den Bergwäldern der fränkischen Landschaft oder unter den Giebeln niedersächsischer Heidehöfe und Dorfsiedlungen. Der künstlerische Ausdruck der Landschaft ist es, der uns vor allen Dingen in Verbindung mit der Schlichtheit der Darstellung das Christnachtwunder näherbringt. —es.